LIBRARY OF PRINCETON
APR 2 1909
THEOLOGICAL SEMINARY.

Die christlichen Feste

Nach Ursprung und Bedeutung

allgemein faßlich dargestellt

von

Dr. V. H. Albers

Motto:

„Jeder sage, was ihn Wahrheit dünkt,
und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen."

Lessing.

Gotha
Stollbergsche Verlagsbuchhandlung

BV35
.A33

4.2.09

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

Division BV35

Section A33

Die christlichen Feste

LIBRARY OF PRINCETON
APR 2 1909
THEOLOGICAL SEMINARY

Die christlichen Feste

Nach Ursprung und Bedeutung

allgemein faßlich dargestellt

von

Dr. D. H. Albers

Motto:

„Jeder sage, was ihn Wahrheit dünkt,
und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen."

Lessing.

Gotha
Stollbergsche Verlagsbuchhandlung

Vorwort

Die vorliegende kleine Abhandlung verdankt ihre Entstehung dem protestantisch-liberalen Verein zu Straßburg. Derselbe schrieb im vorigen Jahre eine populäre Darstellung unserer christlichen Feste als Preisaufgabe aus. Leider beschränkt der genannte Verein seine Thätigkeit auf die elsässische Landbevölkerung und verlangte deshalb eine ausschließlich für diese Kreise berechnete Darstellung des Gegenstandes. Einerseits schreckten mich die Schwierigkeiten einer derartigen Behandlung des umfangreichen Themas ab, andererseits sagte mir meine Erfahrung, daß gerade für das große Publikum der Städte diese Frage von ungleich größerer Wichtigkeit sei. Das Landvolk faßt, soweit ich dasselbe habe kennen gelernt, aller Orten die Feste vorzugsweise nach der biblisch-dogmatischen Seite auf. So ungenügend, ja, unrichtig eine solche Auffassung auch erscheinen muß, so sieht es in manchen anderen Kreisen, und besonders in den Städten noch schlimmer damit aus. Von den Dogmen der orthodoxen Kirche, an die sich die Feste knüpfen, haben diese Kreise sich mit Recht abgewandt, aber damit zugleich auch nicht selten von den

Festen selbst, und völlige Gleichgültigkeit, sowie der krasseste Materialismus in der Feier derselben sind die Folgen solcher blos negirender Ansicht. Wer die Forschungen der liberalen Theologie zu verfolgen im Stande ist — und für solche habe ich selbstverständlich nicht gearbeitet — wird sehr wohl wissen, daß dieselbe keineswegs nur verneint, und daß sie auch die Feste und ihre Feier im Lichte dieser Forschungen betrachtet wissen will. Vielen aber möchte es an Zeit, Lust oder Geschick hierzu fehlen; ihnen widme ich meine Arbeit, hoffend durch dieselbe Verständniß und Liebe zu einer würdigen Festfeier wecken zu helfen.

Eine Quellenangabe habe ich überall weggelassen, da sie mir für den Laien ohne Interesse schien, doch will ich nicht unterlassen, die Benutzung der Werke von Strauß, Alt, Lang, Keim, Holtzmann u. A. besonders zu erwähnen.

Dr. J. H. Albers.

Inhalts-Verzeichniß

Seite

I. **Ursprung und äußere Gestaltung der christlichen Feste**

Einleitung. Allgemeine Entstehung der Feste 1
1. Die jüdischen Feste 5
2. Die ältesten christlichen Feste 10
3. Das lateinische Kirchenjahr 14
4. Die alten deutschen Feste und ihr Uebergang in das Christenthum, in Sitte und Aberglauben 25
5. Einfluß der Reformation auf die Feste 37

II. **Die Bedeutung der christlichen Feste**

1. Die symbolische Bedeutung 43
2. Die historische Bedeutung 50
3. Die christlich-sittliche Bedeutung 57

I.

Ursprung und äußere Gestaltung der christlichen Feste

Einleitung

Als der Knecht Gottes Moses auf den Höhen des Sinai stand und seinem Volke in wenigen kurzen Sätzen die ganze Fülle des ewigen unwandelbaren Sittengesetzes zurief, da lautete einer der ersten dieser Sätze: „Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligest". In sechs Tagen hatte Jehova nach jüdischer Ueberlieferung die Welt erschaffen, am siebenten aber geruht und diesen Tag geheiliget und geweiht zu einem Ruhetag. Sechs Tage lang sollte das Volk arbeiten und alle seine Dinge beschicken, am siebenten aber sollte es ruhen und dem Herrn, seinem Gott, dienen.

Die Natur hat den Menschen auf einen Wechsel von Arbeit und Ruhe hingewiesen. Die am Tage verbrauchten Kräfte müssen sich schon zum Theil während der Nachtruhe ersetzen. Hiermit ist aber das Bedürfniß nach Ruhe und Erholung noch keineswegs völlig befriedigt, und wir finden daher schon bei den ältesten Völkern einen theils regelmäßigen, theils unregelmäßigen Wechsel zwischen Werk- und Feiertagen. Von Feiertagen, die in größeren oder geringeren Zwischenräumen — also unregelmäßig — mit den gewöhnlichen Tagen abwechseln, finden sich noch Spuren in den ältesten

Religionen, weniger dagegen von einem der Ruhe gewidmeten, in kürzerer Zeit wiederkehrenden Tage. Erst in der jüdischen Religion läßt sich ein solcher Tag urkundlich nachweisen.

Wenn nun die Geschichte uns auch zwar nichts Bestimmtes darüber berichtet, so ist doch wohl anzunehmen, daß der Stifter der jüdischen Religion bereits in Aegypten eine ähnliche Zeiteintheilung vorfand, wie er sie bei seinem Volke einführte, oder wenigstens aus alt-indischen Quellen schöpfte. Die Wahl der Siebenzahl, die der Zeiteintheilung zu Grunde gelegt wurde, scheint nämlich auf orientalischen Einfluß zu deuten.

Die älteste Sage, die es überhaupt giebt, berichtet von einem großen Nationaltempel der Babylonier, der eine eigenthümliche, siebenstufige Bauart gehabt und dadurch den Glauben an sieben Hauptgottheiten ausgedrückt haben soll. Diese Hauptgottheiten sollen die sieben Planeten des ptolemäischen Weltsystems gewesen sein. Sie regierten nach dem Glauben der Sternanbeter, der Assyrier und Babylonier, die Welt, und an ihre Namen Sonne, Mond, Mars, Mercur, Jupiter, Venus und Saturn knüpft sich die älteste Benennung der sieben Wochentage. Je ein Tag der Woche war ihnen geheiligt. Dieser Umstand soll bei Moses die Veranlassung zur Einsetzung der siebentägigen Woche gewesen sein. Dem sei nun, wie ihm wolle, soviel steht fest, daß Moses der erste war, der die regelmäßige Wiederkehr eines ausschließlich der Ruhe und der Gottesverehrung gewidmeten Tages durch ein auf uns gekommenes Gesetz bestimmte. Abgesehen von der Glaubwürdigkeit der erwähnten Sage, geht doch soviel aus ihr hervor, daß schon die allerältesten Völker solche Feiertage mit ihren religiösen Vorstellungen in Verbindung brachten und dieselben nicht allein der Ruhe, sondern auch der Götterverehrung gewidmet waren. Aber wieder war es Moses, der diesen doppelten Zweck zuerst zum Gesetz machte. Fußend auf der Ueberlieferung seines Volkes von der Erschaffung der Welt, wählte er den siebenten Tag

und geböt: An diesem Tage sollst du ruhen und dem Herrn, deinem Gott, dienen! Damit war der Sabbath als bürgerlicher Ruhetag und als religiöser Feiertag eingesetzt.

Viel älter als die Feier eines solchen regelmäßig in kurzen Zwischenräumen wiederkehrenden Ruhetages sind, wie schon gesagt, die eigentlichen *Feste*[1]. Von allen alten Völkern wissen wir ganz bestimmt, daß sie schon in frühester Zeit ihre Feste feierten. Wie alle heidnischen Religionen wesentlich Naturreligionen waren, so waren die ältesten Feste unstreitig *Naturfeste*, die sich, wie das leicht nachzuweisen ist, fast überall eng an die Jahreszeiten anschlossen. Die Zeiten der Sonnenwende wurden z. B. nicht nur bei den classischen Völkern, sondern auch bei Germanen, Slaven und Celten gefeiert; ja, die Gelehrten haben diesem Brauche sogar bis in die älteste Geschichte der Indier und Perser nachgespürt. Außer den Jahreszeiten wurden einerseits auch solche Naturerscheinungen, die für eine bestimmte Gegend von besonderer Wichtigkeit waren, und andererseits auch Familienereignisse und nationale Begebenheiten die Veranlassung zu solchen festlichen Zeiten. So feierten schon die Indier die Wiederkehr der Geburts- und Hochzeitstage, und in Aegypten ward das regelmäßige, abwechselnde Steigen und Fallen des Niles die Veranlassung zu festlichen Umzügen und Gelagen. Nach dieser Entstehungsart theilen sich alle alten Feste naturgemäß in *Familien-* und *Volksfeste*. Beide Arten von Festen waren nicht allein Ruhe- und Feiertage für einen engeren oder weiteren Kreis, sondern sie waren auch *Gedenktage* für empfangene Wohlthaten oder sonst wichtige Begebenheiten, die man entweder Göttern und Helden, oder Stammeshäuptern und Religionsstiftern zuschrieb. Indem man sich dieser Begebenheiten und der damit verknüpften Götter oder Personen erinnerte, pflegte man sich in der Freude darüber sinnlichen Vergnügungen oft bis zum Uebermaß hinzugeben. Dies letztere

[1] Die Erklärung der Benennung siehe Seite 16.

war erklärlich, da man nichts Höheres als Sinnengenuß kannte und selbst die Götter sich als sinnliche Wesen vorstellte. Solche, der ausgelassenen Fröhlichkeit gewidmeten Feste waren z. B. in Indien das Schiwafest und in Aegypten das Fest der Sonnengöttin Osiris, der Mondgöttin Isis und der Liebesgöttin Bubastis. In Griechenland waren es die Demeter- und Bachusfeste und in Rom die Tage des Mars und der Vesta, an denen man sich nicht selten der größten Zügellosigkeit hingab.

Einen Gegensatz zu diesen Freudenfesten bildeten die Buß- und Versöhnungsfeste. Dieselben wurden theils gefeiert, um den Zorn der Götter zu beschwichtigen, theils auch um sich an Begebenheiten zu erinnern, die über den Einzelnen oder über ein ganzes Volk tiefes Leid und Weh gebracht hatten. Die Bußfeste sollten einerseits dem Andenken jener Begebenheiten gewidmet sein, andrerseits aber auch Freude darüber ausdrücken, daß sie nun überstanden und hoffentlich nimmermehr wiederkehren würden. Daher mischten sich in die Wehklagen, die an solchen Buß- und Versöhnungsfesten erschallten, häufig Freude und muthwilliges Treiben, und der eigentliche Charakter eines Trauerfestes ging dadurch verloren. Ein derartiges Fest waren z. B. die Adonien der Alten. Dies Fest ward Adonies, dem Gott der Schönheit, im Herbst gefeiert. Unter Klagesängen ward sein Bildniß in das Meer gesenkt, und dadurch unter anderem die Vergänglichkeit aller irdischen Schönheit und Jugend dargestellt. Dies hinderte aber nicht, daß man sich daneben gerade dem sinnlichen Genuß der Schönheit so innig als möglich hingab. So charakterisiren sich alle alten Feste nach der Veranlassung, aus der sie entstanden, als Tage der Freude und der Trauer hervorgerufen durch Ereignisse im Natur-, Familien- und Volksleben.

Von den meisten der alten orientalischen Feste ließen sich gewiß schon Spuren aus der Zeit vor Moses nachweisen, und das Eine oder das Andere mag aus ihnen in die

jüdische und aus dieser in die christliche Religion übergegangen sein, aber das ist für unsere christlichen Feste ohne wesentliche Bedeutung. Ebenso mögen sich von den griechisch-römischen Festen noch einzelne Anklänge als Ueberbleibsel aus der Zeit der ersten heiden-christlichen Gemeinden erhalten haben und in Brauch und Aberglauben unserer Zeit versteckt weiterleben, aber auch dies ist hier ohne Bedeutung. Für die Geschichte unserer christlichen Feste giebt es, sowohl nach ihrem Ursprung als nach der Bedeutung der mit ihnen verbundenen Sitten und Gebräuche nur zwei Hauptquellen. Diese sind: der jüdische Cultus und das germanische Heidenthum. Von beiden soll hier daher vorzugsweise die Rede sein.

1. Die jüdischen Feste

In seinem dritten Buche hat Moses die von seinem Volke zu beobachtenden Ceremonien bei der Verehrung Jehova's bestimmt, auch die zu feiernden Feste angeordnet[1]. Er nennt sie „Feste des Ewigen oder des Herrn" und sagt von ihnen, daß sie zur Heiligung des Volkes verordnet seien. Sie waren nicht allein Zeiten der unbedingten körperlichen Ruhe, sondern auch Zeiten religiöser Erhebung durch Versammlung und Gottesdienst in der Stiftshütte und später im Tempel. Doch war die Ruhe die erste heilige Pflicht und die Gottesverehrung, der Gottesdienst, erst die zweite. Die Versammlungen des ganzen Volkes zu gemeinschaftlichem Gottesdienst mußte außerordentlich das Gefühl der Zusammengehörigkeit stärken und das war auch ein Hauptzweck der mosaischen Feste. Sie waren Nationalfeste. Wenn das Volk, als es später über Palästina und die angrenzenden Länder zerstreut war, an den hohen Festtagen in Jerusalem zusammenströmte und im Tempel die gemeinsame Feier beging, wenn es die Worte: „Ich will

[1] 3. Mos. 23.

euer Gott sein, und ihr sollt mein Volk sein!" vernahm, da mußten alle Zuhörer so recht inne werden, daß sie ein Volk, das auserwählte Volk Jehova's waren. Als wenige Jahre nach dem Tode Christi der Tempel in Trümmer zerfiel, da zerfiel mit ihm auch das Band, das die Nation bis jetzt zusammengehalten, und diese selbst ging als solche in Trümmer, und als sie in aller Welt zerstreut war, ging mit dem gemeinsamen Mittelpunkte nationaler Feste auch die Nationalität selbst verloren. Die Feste wurden zwar weiter gefeiert, ja, sie haben sich bis in unsere Zeit mehr oder weniger in derselben oder in ähnlicher Gestalt erhalten, aber mit ihrer Gemeinsamkeit ging auch ihr nationaler Charakter allmählig zu Grunde.

Bei der Anordnung der festlichen Zeiten legte Moses mit geringen Abweichungen, ebenso wie bei der Anordnung des Sabbaths die Zahl sieben zu Grunde. Jeder siebente Tag war ein Sabbath, die Feste dauerten meistens sieben Tage, und das Ernte- oder Wochenfest war sieben Wochen nach dem Passah; ferner fielen zwei wichtige Feste, der große Versöhnungstag und der Neujahrstag, in den siebenten Monat; ja, jedes siebente Jahr war ein Sabbath- und jedes sieben mal siebente Jahr ein Jubel- oder Halljahr. Der Grund hierfür ist wohl darin zu suchen, daß jenen obengenannten sieben Hauptgottheiten zu Ehren diese Zahl bei allen morgenländischen Völkern eine heilige war.

Das Festjahr der Juden begann im Frühjahr, kurz nach der Frühlings-Tagundnachtgleiche, mit dem jüdischen Nisan, der etwa unserem Monat April entspricht. Es ward mit einem Hauptfeste, dem Passah- oder Ueberschreitungsfeste eröffnet. Dieses Fest wurde auf Mosis Befehl im ersten Vollmond des Frühlings gefeiert[1] und sollte an den Auszug aus Aegypten und an die Verschonung der Erstgeburt von Seiten des Würgengels erinnern. Später wurde es daher auch das Verschonungsfest genannt. Zur Zeit

[1] Das jüdische Osterfest kann nie vor dem 26. März und nie nach dem 25. April fallen. Piper's Ostertafel 1856.

Christi hieß es allgemein das Fest der süßen Brode, weil dann ungesäuertes Brod gegessen wurde. Es dauerte zuerst sieben, nachher neun Tage. Da die jüdische Zeitrechnung den Tag mit dem Abend begann, so war der Vorabend des Passahfestes, wie aller Feste überhaupt, besonders heilig. Erwartungsvoll lauschte man dann auf die feierlichen Posaunentöne, die von der Stiftshütte her durch das Lager erschallten, um den Anfang des Passah zu verkünden. Als der Tempel an die Stelle der Stiftshütte getreten war, horchte ganz Jerusalem mit seinen Tausenden von Festgästen auf diese Töne, um in allen Familien das Passamahl zu beginnen. Um nämlich an das letzte Mahl der Ausziehenden in Aegypten zu erinnern, mußte jeder Hausvater mit seiner Familie an diesem Abend ein vom Priester im Vorhof des Tempels geschlachtetes, und dann ganz, ohne Zerbrechung von Knochen gebratenes, einjähriges, fehlerfreies, männliches Lamm — Passahlamm genannt — verzehren. Daneben genoß man die ganze Woche ungesäuertes Brod, auch Trübsalsbrod genannt, um daran zu erinnern, daß bei dem eiligen Auszug der Väter aus Aegypten der Teig hatte ungesäuert mitgenommen werden müssen. Am Morgen in aller Frühe begannen die Opfer, am ersten Tage Brandopfer und am zweiten Speisopfer. Durch das letztere wurde die beginnende Ernte feierlich eingeleitet. Es bestand in einer Gerstengarbe, die dem Herrn als Erstlingsgabe dargebracht wurde. Nach dem Opfer ward dem versammelten Volke das zwölfte Capitel des zweiten Buches Mosis, welches den Auszug aus Aegypten beschreibt, vorgelesen. Nach der Zerstörung des Tempels und Auflösung der jüdischen Nation traten feierliche Familiengottesdienste an die Stelle der Tempelfeier. An den beiden ersten Abenden des Festes hielt man eine Festmahlzeit, an der sämmtliche Hausgenossen theilnehmen mußten, und der Hausvater las den Seinigen die Geschichte der Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft vor. Beide Gebräuche haben sich noch bis auf heute neben der Feier in der Synagoge erhalten.

Das Passahfest war gleichsam das Geburtsfest des israelitischen Volkes. Durch den Auszug aus Aegypten war es politisch frei geworden, und seine große weltgeschichtliche Aufgabe, die Lehre von dem einen, wahren Gott, den Glauben an Jehova, den mächtigen König der Völker, über den ganzen Erdkreis zu verbreiten, begann mit diesem Tage. Dieser ihrer gewonnenen Freiheit sollten alle Festtheilnehmer sich an jedem Passah auf's neue bewußt werden, es war daher vor allen Dingen ein Freudenfest. Zugleich aber sollten sie sich bewußt bleiben, daß Jehova es war, dem sie diese Freiheit verdankten. Darum heißt es bei allen Vorschriften, die die Sklaven, die Diener, ja selbst das Vieh an diesen Tagen von jeglichem Dienste befreite, immer wie zu einer Begründung: „denn der Herr, dein Gott, hat dich aus Aegypten, aus dem Diensthause, geführt!"

Genau sieben Wochen nach dem Passah feierte man das Wochenfest[1]. Eingesetzt wurde es theils zum Andenken an die Gesetzgebung auf Sinai und theils galt es auch als Erntefest. Diese letztere Bedeutung ist die ursprünglichere und erst später brachte man die Gesetzgebung mit diesem Feste in Verbindung. Es war die Zeit der Weizenernte und eine Erstlingsgarbe dieses Getreides ward im Tempel dem Herrn dargebracht. Daher ward es auch Tag der Erstlinge genannt. Die Gesetzgebung auf Sinai war der große Act, durch den die jüdische Religion feste Form und Gestalt gewann; das Wochenfest wurde daher, als man es später dieser Gesetzgebung widmete, gleichsam zum Stiftungsfest der jüdischen Religion.

Das dritte Fest war der Neujahrstag. Es war ein Bußfest und von Moses zum Gedenktag der Vergangenheit bestimmt. Ernste Selbstprüfung war an diesem Tage des Jahres, wie an mehreren ihm folgenden Tagen, die Pflicht der strengen Israeliten. Auch das vierte Fest, der große Versöhnungstag oder der Sabbath der Sabbathe[2],

[1] 3. Mos. 23, 15.
[2] 3. Mos. 23, 27.

wie es auch genannt wurde, war ein solcher Bußtag. Er war der strengste und heiligste Ruhetag und durch unbedingtes Fasten und ununterbrochenen Gottesdienst ausgezeichnet. Er war der eigentliche Gedenktag des Bundes, den Jehova mit seinem Volke geschlossen hatte, und jedes Jahr ward dieser Bund erneuert. Das ganze Volk ward durch das große Opfer im Allerheiligsten des Tempels gereinigt und geweiht, alle Sünden wurden hinweggethan und das Volk in Gnaden von Jehova wieder angenommen. Wie das Passah das Geburtsfest des Volkes war, und das Wochenfest als das Stiftungsfest seiner Religion galt, so war der große Versöhnungstag gleichsam der Inbegriff beider. Durch die Versöhnung mit Jehova ward das ganze Volk jährlich gleichsam von neuem geboren, und der Bund, der auf Sinai geschlossen, aber durch die Sünden des Volkes immer wieder entweiht und gebrochen war, wurde an jedem Versöhnungstage erneut.

Das letzte Hauptfest war das ebenfalls sieben Tage umfassende Hüttenfest. Es war ein Dankfest für den göttlichen Schutz des Volkes während der vierzigjährigen Wanderung in der Wüste. In Laubhütten sollten die Kinder Jehova's wohnen, wie einst ihre Väter gethan hatten, und unter dem grünen Schattendache derselben sich die Wunder der göttlichen Führung in's Gedächtniß rufen. In späterer Zeit ward dieses Fest auch zum Feste der zweiten Ernte, zum eigentlichen Herbstfeste.

Außer diesen fünf Hauptfesten feierten die Israeliten später noch zwei Halbfeste, das sogenannte Lichterfest zum Andenken an die Wiedereinweihung des Tempels durch Maccabäus (164 v. Chr.) und das Purimfest zur Erinnerung an die Rettung des jüdischen Volkes von dem Anschlage des Haman. Ersteres Fest heißt im Volke heute das jüdische Weihnachtsfest, das letztere das Hamansfest. Beide sind für unsere christlichen Feste von gar keiner Bedeutung, da sie sich lediglich auf jüdisch-nationale Ereignisse beziehen, und deshalb auch nicht in das Christenthum übergegangen

sind. Ebenso verhält es sich mit dem Neujahrstage und dem Laubhüttenfeste, von denen sich deutliche Spuren im Christenthume ebenfalls nicht nachweisen lassen. Nur der Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit wegen schien es nöthig, auch diese Feste hier zu erwähnen, wie aber die anderen jüdischen Feste in das Christenthum übergingen, wird uns ein folgender Abschnitt zeigen.

2. Die ältesten christlichen Feste

Die Ausdeutung des mosaischen Gesetzes für das religiöse Ceremoniell und für das practische Leben war zur Zeit Christi die Hauptaufgabe der Pharisäer. Diese Ausdeutung geschah nur zu oft und zu sehr auf Kosten der wahren religiösen Gesinnungen. Aus den überkommenen mosaischen Bestimmungen schufen sie nach und nach durch immer neue Zusätze feste Normen, die auf Schritt und Tritt, vom Morgen bis zum Abend, von der Geburt bis zum Grabe das ganze Leben des strengen Israeliten regulirten. Essen und Trinken, Fasten und Beten, Abgaben und Almosen, Arbeit und Ruhe, alles war nach bestimmten Regeln bis in's kleinste geordnet. Der Pharisäismus — so nannte man die Lehre dieser jüdischen Gelehrten — war es auch ganz besonders, der den strengen Gegensatz von Arbeit und Ruhe und damit den wichtigsten Theil der Sabbath- und Festfeier herausgebildet hatte. Das Gebot der Sabbathruhe, wie es sich bei Moses findet, war von ihm — dem Pharisäismus — bis auf das äußerste, ja bis in's Lächerliche ausgedehnt worden. Die Zubereitung von Speisen war an diesem Tage untersagt, und der Weg, den zu gehen am Sabbath erlaubt war, auf ein geringes Maß beschränkt. Weder in dieser gänzlichen Ruhe, noch in den gebotenen äußeren gottesdienstlichen Handlungen, die sich größtentheils auf ein vom Volke völlig unverstandenes Ceremoniell beschränkten, konnte Christus das eigentliche Wesen der Sabbathfeier erblicken.

Nach seinem Sinn sollte jeder Tag ein heiliger und gottgeweihter sein, und in diesem Sinne begangen werden. Zum größten Aerger der gesetzesstrengen Pharisäer band er sich darum nur wenig an ihre Satzungen, durch die sie das ganze Leben zum mühseligsten Werkdienst herabgewürdigt hatten. Er litt nicht allein, daß die Jünger am Sabbath aus den reifen Aehren die Körner zur Stillung ihres Hungers bereiteten, sondern er verrichtete selbst ein Wunder an diesem Tage, was in den Augen der Pharisäer ein todeswürdiges Verbrechen war. Zwar wies er ihnen schlagend nach, daß sie selbst die Ruhe des Sabbaths nicht achteten, wenn es sich um ihre Schafe und Ochsen handelte, aber das half nichts; sie ergrimmten nur noch mehr gegen ihn und suchten eine Sache wider ihn. Und in der That bildete die Sabbathentheiligung später einen wichtigen Punkt der Anklage bei dem Hohepriester.

Trotz seiner für die damaligen Verhältnisse außerordentlich freisinnigen Auffassung von der Sabbath- und Festfeier sagte sich Christus doch keineswegs von den Gebräuchen seines Volkes los. In der Sache selbst hat er nie die Pietät gegen das mosaische Gesetz verleugnet, aber in dem Bewußtsein, daß nicht der Sabbath, sondern der Mensch Selbstzweck sei, d. h. daß der Feiertag um des Menschen willen gemacht sei und nicht der Mensch um des Feiertags willen, setzte er sich freien Geistes über die Qual der Knechtschaft, die die immer peinlicher werdende Sabbathsitte mit sich führte, hinweg. Nicht in der äußerlichen Befolgung zahlloser kleinlicher Gebote und Vorschriften suchte er das Heil seines Volkes und der Menschheit, sondern in einer freien, von innen kommenden Sittlichkeit. Unter diesem Gesichtspunkte hat er auch gewiß die jüdischen Feste betrachtet. Alle Jahre zog er hinauf gen Jerusalem, um an heiliger Stätte seine religiösen Pflichten zu erfüllen, das Passah zu feiern und das Osterlamm zu essen, wie es Moses befohlen hatte. Aber wenig gefiel es ihm, daß hunderterlei Vorschriften der Pharisäer für die darzubringenden Opfer den Vorhof des

Tempels zu einer Markthalle gemacht hatten. „Mein Haus soll ein Bethaus sein allen Völkern, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht“[1], rief er aus und trieb in heiligem Eifer die Schacherer hinaus.

Die Jünger und ihre Anhänger, die ersten Christengemeinden, feierten, wie die Apostelgeschichte uns beschreibt, mit ihren Zeitgenossen den jüdischen Sabbath und die jüdischen Feste, nicht aber in alttestamentlicher Strenge der Pharisäer, sondern in der ihnen vom Messias gewordenen Freiheit. Daneben feierten sie aber auch den Sonntag, den ersten Tag der beibehaltenen jüdischen Woche. Als Auferstehungstag des Herrn war er ein Freudentag und wurde von den Aposteln meistens zu Versammlungen der Gemeindeglieder und zu gemeinsamer Erinnerung an die Tage, die sie mit ihrem Meister verlebt hatten, benutzt[2]. Allmählig gab man aber, um sich auch äußerlich von den Juden zu unterscheiden, die Feier des Sabbaths immermehr auf. Zuletzt blieb, da man den Tag von dem Abend an rechnete, nur der Sabbathabend als eine Art Vorfeier in Gebrauch[3]. Die von Petrus gestifteten, judenchristlichen Gemeinden waren in der Sabbathfeier viel strenger als die heidenchristlichen. Erstere übertrugen auch die Verbote jeglicher Arbeit mehr und mehr auf den Sonntag, doch stammen die ersten gesetzlichen Bestimmungen über die Sonn- und Festtagsheiligung durch Enthaltung von der gewöhnlichen Arbeit erst aus der Zeit Constantin's d. Gr.

Auch die jüdischen Feste wurden von den ersten Christengemeinden mitgefeiert, aber es ward ihnen bald eine andere, auf Christus sich beziehende Bedeutung untergelegt. An die Stelle des jüdischen Passahfestes trat einestheils der Todes-, anderentheils der Auferstehungstag Christi. Das alttestamentliche Opferlamm war nach Auslegung der Apostel, besonders des Paulus, vorbildlich gewesen und durch Christi

[1] Marc. 11, 17.
[2] 1. Cor. 16, 2.
[3] Apostelgesch. 20, 7.

Opfertod gegenstandlos geworden. Christus, dessen Todestag ja mit dem Anfang des jüdischen Festes zusammenfiel, wurde von nun an das neutestamentliche Opferlamm, und ihm zu Ehren ward das Passamahl gehalten. Das jüdische Passahmahl ward zum christlichen Gedächtnißmahl, und dieses bildete einen wesentlichen Bestandtheil der Todtenfeier Christi. Am dritten Tage nach dieser Todtenfeier gedachten sie der Auferstehung. Auch die Zeit der Feier hielten die ersten judenchristlichen Gemeinden genau nach dem jüdischen Kalender inne. Mit dem Passamahl der Juden gleichzeitig feierten sie das letzte Mahl Christi am 14. Nisan, unbekümmert darum, auf welchen Wochentag dieser fiel. Die heidenchristlichen Gemeinden aber, bei denen sich keine Pietät für das Passahmahl geltend machte, betrachteten schon früh den Auferstehungstag als den eigentlichen Mittelpunkt der Feier. Sie bestimmten denselben auf einen Sonntag nach dem 14. Nisan, den vorhergehenden Freitag aber setzten sie als Buß- und Fasttag ein. Aus dieser Verschiedenheit der ersten Festfeier ging schon im zweiten Jahrhundert der bekannte Passastreit hervor. Erst das Concil zu Nicäa (325) bestimmte den Auferstehungstag auf den ersten Sonntag nach dem 14. Nisan, gab also den heidenchristlichen Gemeinden Recht. Das Fest galt in der ältesten Zeit als die beliebteste Taufzeit, auch wurden an diesem Tage die wegen unchristlicher Handlungen aus der Gemeinde ausgeschlossenen Glieder nach reumüthiger Buße wieder aufgenommen. Aus diesem Grunde, und weil alle übrigen Feste, die man damals feierte, nach diesem berechnet werden mußten, begann man mit dem Auferstehungsfeste das kirchliche Jahr.

Das jüdische Wochenfest, das Stiftungsfest der jüdischen Religion, ward von den ältesten Christen ebenfalls mitgefeiert. Aber nicht mehr das Gedächtnißfest der Gesetzgebung auf Sinai war es, sondern ein Gedenktag der großen Begebenheit zu Jerusalem am ersten Wochenfest nach dem Tode Christi, wo durch die begeisterte Predigt des Petrus die erste christliche Gemeinde gegründet ward. Das

alte Wochenfest war von jetzt an für die Christen das Stiftungsfest ihrer Religion.

Ob außer diesen beiden Festen in der ältesten, apostolischen Kirche auch die übrigen jüdischen Festzeiten mitgefeiert wurden, ist nicht nachzuweisen. Es dürfte indessen sehr zweifelhaft sein, da einerseits manche Feste, z. B. der große Versöhnungstag, durch die neue Lehre geradezu hinfällig wurden, andererseits einige gar keine Vergleichungspunkte darboten, um ihren jüdischen Charakter in einen christlichen umwandeln zu können.

3. Das lateinische Kirchenjahr

Die Zeit vom zweiten bis zum sechsten Jahrhundert nach Christo heißt in der Kirchengeschichte die Periode der Kirchenväter. Diese Kirchenväter waren meistens hervorragende Häupter von Gemeinden, die mit kühnem Forschungstrieb und wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet, die christliche Lehre nach den schriftlichen und traditionellen Ueberlieferungen zuerst systematisch auszubilden und wissenschaftlich zu begründen suchten. Die Stadt Alexandrien war damals der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, und aus der nach ihr benannten alexandrinischen Schule gingen viele für die Entwickelung der christlichen Kirche bedeutende Männer hervor. Aber die Meinungen dieser „Väter der Kirche" gingen nicht selten weit auseinander, je nachdem sie dieser Schule angehörten oder nicht, und dies war eine Hauptveranlassung zu der endlich erfolgenden gänzlichen Trennung der morgen- und abendländischen Kirche. Erstere wurde die griechische, letztere die lateinische genannt. Gerade zu der Zeit, als man in Constantinopel und Rom, den Mittelpunkten der beiden Glaubensrichtungen, am heftigsten mit einander im Kampfe lag, wurden auch die christlichen Feste immer mehr ausgebildet, gleichsam in ein System gebracht. Der ganze

Entwickelungsgang des Reiches Gottes durch Christum und seine Lehre ward in den Festen nach seinen Hauptmomenten äußerlich sichtbar dargestellt. Die ganze Christenheit sollte als solche, aber auch jeder Einzelne für sich, nach der Meinung der Kirchenväter, alljährlich diesen Entwickelungsgang der christlichen Lehre äußerlich erkennen und innerlich mit durchleben. Alle Ereignisse aus dem Leben Christi wurden daher als Grundlage für die Feste benutzt. Die ganze Christenheit sollte gleichsam während der Dauer eines Jahres auch das ganze Leben des Erlösers geistig immer wieder mit durchleben. An der Hand der Berichte über die verschiedenen Ereignisse aus diesem Leben, die bei den gottesdienstlichen Uebungen zu Grunde gelegt wurden, wanderte die gesammte Christenheit bald mit den Hirten und Weisen zur Krippe nach Bethlehem, und bald pilgerte sie, nachdem sie sich durch Fasten und Gebet vorbereitet hatte, schmerzergriffen mit gen Jerusalem, nach Golgatha und sahe den Kreuzestod! Sie jubelte auf, wenn durch die ganze christliche Welt der Ruf erschallte: „Christ ist erstanden! sie sahe den Herrn sich in den Himmel erheben und den heiligen Geist in Gestalt von feurigen Zungen auf die Jünger sich herabsenken!

Auf diese Weise die ganze Erlösungsgeschichte möglichst eindringlich, ja möglichst dramatisch und drastisch, den Christen vor die Seele zu führen, und durch das gemeinsame geistige Durchleben derselben auch äußerlich dieselben zusammenzuhalten war bei den Kirchenvätern der eigentliche Zweck des Ausbaues des sogenannten Kirchenjahres. Dieser Ausbau des gesammten Jahres — des Kirchenjahres — ging aber selbstverständlich nicht auf einmal, sondern nur sehr allmählig vor sich, und dabei machten sich die verschiedenartigen Verhältnisse im Orient und Occident geltend. Die Feste gestalteten sich daher in der griechischen Kirche bald wesentlich anders, als in der lateinischen. Für unsere Zwecke kommen selbstverständlich nur die der lateinischen Kirche, und selbst diese nur so weit in Betracht, als

aus ihnen unsere evangelischen Feste entstanden sind. Wir haben daher alle sich auf den Marien- und Heiligendienst beziehenden Feste gänzlich außer Acht gelassen und werden nur versuchen, die christlichen Hauptfeste, und zwar insbesondere die Gestalt, in der dieselben zu unseren deutschen Vorfahren gelangten, zu beschreiben.

Das Wort Festtag stammt aus dem Lateinischen. Die Römer theilten die Tage in solche, die man den Göttern widmete, mit Opfern, Mahlzeiten und Spielen feierte, und in solche, die den gewöhnlichen Beschäftigungen gewidmet waren und an denen keine gottesdienstlichen Handlungen vorgenommen wurden. Erstere nannten sie dies festi, letztere dies profesti. Diese erstere Bezeichnung ward auch auf die christlichen Feiertage übertragen, und da während der ganzen Zeit des Mittelalters die Kirche auch in Deutschland sich ausschließlich der lateinischen Sprache bediente, so ging das Wort später sogar in die deutsche Sprache über.

Das älteste Kirchenjahr begann mit dem Auferstehungsfeste, dem Pascha, wie es die lateinische Kirche nannte. Der Name war nach dem hebräischen Worte pesach, das Durchgang, nämlich Durchgang durch das rothe Meer bedeutet, gebildet und hat sich in dem französischen Pâques, sowie in dem niederdeutschen Paasche oder Paaske noch erhalten. Schon früh fing man an, durch Enthaltung der gewöhnlichen Speise sich auf das Paschafest vorzubereiten, wenn man auch über die Dauer dieser Fastenzeit nicht einig war. Im vierten Jahrhundert wurde bereits allgemein ein vierzigtägiges Fasten beobachtet. Die Zahl vierzig wird auf Moses[1], auf Elias[2] und besonders auf Christus[3] gedeutet. Die letztere Deutung hat am meisten für sich. Vierzig Tage lang hatte der Herr sich in der Wüste auf das große Erlösungswerk vorbereitet, und vierzig Tage lang sollte die Christenheit mit sich zu Rathe gehen, wie sie am würdigsten

[1] 2. Mos. 24, 18.
[2] 1. Buch der Könige 19, 8.
[3] Matth. 4, 2.

das große Fest begehen könne. Die letzte Woche dieser vierzig Tage hieß die große oder die heilige, später auch die stille Woche. Sie begann und beginnt noch heute mit dem Palmsonntage. Dieser Tag galt dem letzten Einzug Jesu in Jerusalem und wurde schon im vierten Jahrhundert dazu benutzt, diesen Einzug dramatisch darzustellen. Ein Geistlicher vertrat die Stelle Christi, ritt auf einem Esel und ward feierlich unter Absingen von Psalmen in den Straßen herumgeführt, wobei das Volk mit geweihten Palmzweigen in den Händen folgte.

In der griechischen Kirche hat sich dieser Umzug noch bis zum Jahre 1700 erhalten, in der lateinischen dagegen ward er von Gregor d. Gr. (gest. 604) in eine Palmenprocession verwandelt, wobei aber anfangs noch eine geschnitzte Christusfigur auf einem hölzernen Esel mit herumgeführt wurde.

Der Donnerstag in der stillen Woche ist der Gründonnerstag. Der Name kommt erst um das Jahr 1200 vor, der Tag selbst aber wurde gegen Ende des siebenten Jahrhunderts zum Festtage erhoben. Er war der Gedächtnißtag der Einsetzung des Abendmahles und hieß daher der Tag des Mahles[1]. Eine andere Bezeichnung war Absolutionstag, weil an diesem Tage der reumüthige Büßer absolvirt, wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen und zum Abendmahle zugelassen wurde. Diese Büßer mußten während der Fastenzeit in grünen Bußgewändern an den Kirchenthüren stehen. Sie heißen daher kurzweg die Grünen und der Tag, an dem sie feierlich absolvirt wurden, der Tag der Grünen[2], d. h. der Büßenden. Daraus bildete sich dann später die noch jetzt übliche Benennung, und nicht, wie vielfach fälschlich geglaubt wird, wegen der alten deutschen Sitte, an diesem Tage das erste grüne Gemüse zu essen.

[1] Dies coenae domini.

[2] Dies viridium.

Mit der Abendmahlsfeier war anfangs auch die Sitte der Fußwaschung verbunden. Nach dem Vorgange Christi[1] wusch der Bischof zwölf Priestern, oder auch der Priester den Neubekehrten die Füße und theilte darauf das Abendmahl aus. Als das Christenthum nach Deutschland kam — und um die Zeit handelt es sich hier hauptsächlich — war diese Sitte im Allgemeinen bereits in Wegfall gekommen. In der griechischen Kirche ist sie aber noch jetzt üblich.

Der Freitag in der Paschawoche heißt jetzt Charfreitag. Er ist der Gedächtnißtag des Todes Christi. Die ersten Christen feierten in jeder Woche den Freitag als den Todestag des Herrn mit Fasten und Beten, da dieser nach den übereinstimmenden Berichten der Evangelisten an einem Freitage gestorben sein sollte. Die ersten Judenchristen übertrugen manche Gebräuche des großen Versöhnungstages, und die Heidenchristen manche Züge des Adonienfestes[2], dessen erster Tag ein Trauertag war, auf den Todestag Christi und machten ihn dadurch von Anfang an zu einem Tage tiefer Trauer. Mit verhülltem Angesichte und betrübten Herzens saßen die Glieder der ersten Gemeinden zusammen während der Nachmittagsstunden dieses Tages und gedachten des großen Todten. Die Kirchenväter behielten diese Auffassung bei, verschärften die Fastengebote für diesen Tag und verboten später (bereits im vierten Jahrhundert) jeglichen Glocken-, Orgel- und Musikklang für diesen und den folgenden Tag bis zum Auferstehungsmorgen. Der Tag selbst hieß dies adoratus d. h. ein Tag, an dem man fleht und klagt. Außerdem wurde er der Blut- oder Martertag genannt. Auch die jetzt übliche, aus dem altdeutschen Wort kara oder chara, d. h. Klage, gebildete Benennung entspricht dieser Auffassung.

Der nun folgende Samstag war der große Sabbath, der Tag der Grabesruhe Christi. Nächtliche Gottesdienste,

[1] Joh. 13, 4.
[2] Siehe Seite 4.

die sogenannten Vigilien, leiteten zum anderen Morgen hinüber. Wenn der erste Frühstrahl der Sonne den Auferstehungsmorgen begrüßte, dann erschallte Festesjubel durch die ganze Christenheit.

Das Fest der siegreichen Auferstehung des Herrn, das eigentliche Urfest der christlichen Kirche, wurde, wie wir schon gesehen haben, zuerst dem jüdischen Passah entlehnt. Wie dieses das Erlösungs- und Befreiungsfest des jüdischen Volkes war, so wurde auch das Auferstehungsfest zu einem solchen für die Christenheit. Die Auferstehung des Herrn hatte den Gläubigen die Gewißheit seiner Wiederkunft und der eigenen Auferstehung gegeben, und damit die Erlösung von Tod und Hölle erst zur Gewißheit gemacht. Der Freude über diese Erlösung gab man auch äußerlich Ausdruck. Man grüßte sich mit dem Ausrufe: „Christus ist auferstanden!" und der Antwort: „Er ist wahrhaftig auferstanden!" und umarmte und küßte sich gegenseitig. Kaiserliche Begnadigungserlasse gaben Sclaven, ja selbst Verbrechern die Freiheit wieder, und jeder, der dazu im Stande war, suchte den Tag seinen Mitmenschen zum rechten Freudentage zu machen. Das Fest selbst dauerte acht Tage, und der sogenannte weiße Sonntag machte den Beschluß desselben. An diesem Tage wurden die am vorhergehenden Sonntage Getauften zum ersten Male zum Abendmahle zugelassen. In ihren bei der Taufe als Zeichen der Reinheit angelegten weißen Kleidern erschienen sie in den Kirchen, um das Sacrament zu empfangen. Name und Sitte haben sich noch an vielen Orten in Deutschland erhalten. Die sieben Wochen nach dem Auferstehungsfeste wurden die fünfzig Tage der Freude genannt und als ein großes zusammenhängendes Fest betrachtet, in welcher Zeit man voll dankbarer Freude des vierzigtägigen Umganges des Herrn mit seinen Jüngern gedachte, und den vierzigsten Tag als den Himmelfahrtstag noch besonders auszeichnete.

Dieser Tag wurde bereits im dritten Jahrhundert ziemlich allgemein gefeiert und als ebenso wichtig wie der Auf-

erstehungstag angesehen, da er den Abschluß der Darstellung des Erlösungswerkes bildete. Mit der Rückkehr Christi in den Schooß des Vaters war nach der Auffassnng der lateinischen Kirche erst seine irdische Aufgabe vollbracht.

Indem man das jüdische Wochenfest mitfeierte, demselben aber nicht mehr die Bedeutung der mosaischen Gesetzgebung, sondern die der Ausgießung des heiligen Geistes beilegte, verwandelte man, wie wir das schon angedeutet haben, das Stiftungsfest der jüdischen Religion in ein solches der christlichen. Schon der Kirchenvater Hieronimus (gest. 420) vergleicht beide Feste, das jüdische Wochenfest und das christliche Pfingstfest, auf das genaueste. „Beide Offenbarungen des göttlichen Gesetzes", sagt er, „geschehen am fünfzigsten Tage nach dem Passah, jene auf dem Sinai, diese auf Zion. Dort ward der Berg, hier das Haus der Apostel erschüttert; dort brauste unter Feuerflammen und leuchtenden Blitzen der Sturmwind, und es ertönte das Krachen des Donners. Hier kam mit der Erscheinung feuriger Zungen, gleichfalls vom Himmel her, der Schall, wie der eines gewaltigen Wehens. Dort schmetterte der Klang der Trompete die Worte des Gesetzes, hier tönte die evangelische Posaune durch der Apostel Mund." Der Name Pfingsten kommt von dem latinisiren Pentecoste, d. h. der fünfzigste Tag, und wird bereits in den ältesten Schriften gebraucht. Die Dauer dieses Festes war ebenfalls erst acht und später drei Tage. Der Sonntag nach demselben, der den Beschluß der Feier machte, ward später als das Fest der Trinität, d. i. der Dreieinigkeit eingeführt. Erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts kommt dieses Fest vor und scheint sogar erst im Jahre 1334 von Papst Benedict XIV. feierlich angeordnet zu sein. Für uns ist es nur von nebensächlicher Bedeutung.

Das dritte der christlichen Hauptfeste, das Weihnachts- oder Christfest, wurzelt nicht nur nicht im Judenthume, wie die beiden vorigen, sondern ist sogar fast ohne alle Analogie in demselben, denn das Fest der Tempelweihe ist un-

möglich mit ihm in Verbindung zu bringen. Es ist wesentlich römischen, oder wenigstens heidenchristlichen Ursprunges und daher auch das jüngste unter den Hauptfesten. Erst um die Mitte des vierten Jahrhunderts wird es zuerst erwähnt und zwar von Rom, von wo es von dem Kirchenvater Chrysostomus (gest. 407) auch in die morgenländische Kirche eingeführt ward. Die alexandrinischen Christen feierten bereits gegen Ende des zweiten Jahrhunderts ein Tauffest Christi. Sie nahmen diesen Tauftag auf den 6. Januar nach unserem Kalender an und betrachteten diesen Tag, da Christus nach Auslegung der Stelle Luc. 3, 23 an seinem 30. Geburtstage getauft sein sollte, auch als den Tag seiner Geburt. Die Wahl dieses Tages soll darauf beruhen, daß man in Aegypten an demselben Tage ein Sonnenfest feierte, auf das wir später zurückkommen werden. Dieses Fest der Taufe Christi nannte man das Erscheinungs- oder Epiphaniasfest, denn man nahm an, daß bei der Taufe Christi durch die Stimme des Vaters aus den Wolken: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!" erst das Göttliche desselben, die Gottessohnschaft, offenbar geworden sei. Der, der bisher als Menschensohn unter den Menschen gewandelt, sei durch die Taufe erst als Gottessohn erkannt worden, also gleichsam der Menschheit erschienen und habe sich als Gott manifestirt, d. h. bekannt gemacht. Neben dem Auferstehungs- und Pfingstfeste galt es besonders als Tauftag der Neubekehrten. Im Abendlande ward die Bedeutung des Epiphaniasfestes bald eine andere, es ward zum Feste der Offenbarung Christi an die Heiden. Als die Repräsentanten des Heidenthumes galten die drei Weisen aus dem Morgenlande, da ihnen zuerst unter allen Heiden die Kunde von dem Erscheinen Christi ward. Das Epiphaniasfest erhielt daher im Abendlande bald den Namen Dreikönigstag. Der Papst Julius I. (336—352) ließ in den römischen Archiven Nachforschungen über die Luc. 2 erwähnte Schätzung des Kaisers Augustus anstellen. Diese Nachforschungen sollen das Resultat ergeben haben, daß

Christus nicht am 6. Januar, sondern am 25. December geboren sei. Diese Ansicht, von der der bereits erwähnte Kirchenvater Chrysostomus sagt, „daß noch lange und viel über dieselbe hin und her gestritten werde", gelangte bald zur allgemeinen Gültigkeit. Die morgenländische Kirche nahm das Fest der Geburt Christi um so eher an, als das Epiphaniasfest dadurch nicht verdrängt werden sollte, vielmehr an dem alten Tage als Tauffest weiter gefeiert wurde, und es überhaupt ebensowenig in der Bibel stand, daß Christus am 6. Januar getauft, als daß er am 25. December geboren sei.

Nach der Fixirung des Geburtstages ging man bald weiter. Man betrachtete und feierte den 1. Januar als den Tag der Beschneidung, den 2. Februar, den 40. Tag nach seiner Geburt, als den Tag der Darstellung im Tempel, und den 25. März als den Tag, an dem der Engel Gabriel den Heiland der Welt zuerst angekündigt. Ersterer wurde später als Mariareinigung, letzterer als Mariaempfängniß ein wichtiger Festtag. Bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts herrschte eine ziemliche Verwirrung in der Feier des Christfestes, da einzelne Gemeinden es mit dem Epiphaniasfeste zusammen am 6. Januar, andere aber beide Feste am 25. December, und endlich noch andere beide getrennt, resp. am 25. December und am 6. Januar feierten. Der Kaiser Justinian (527—565) erließ endlich ein Edict, daß die Geburt Christi getrennt von dem auf den 6. Januar fallenden Epiphaniasfeste, am 25. December zu feiern sei.

Wie der weiße Sonntag das Passahfest, der Trinitatistag das Pfingstfest, so beschloß der Neujahrstag, das Fest der Namengebung Christi, das Christfest, so daß jedes der drei Hauptfeste seine Octave, d. h. achttägige Dauer mit Vor- und Nachfeier erhielt. Als Vorfeier diente einerseits der Palmsonntag, andererseits der Himmelfahrtstag, beim Christfest wurden bald nach dessen Einführung vier vorausgehende Sonntage zur Vorfeier bestimmt und Adventsonntage genannt. Sie sollten zur Vorbereitung auf die

Ankunft Christi dienen, und daher schreibt sich auch der Name, denn Advent heißt Ankunft.

Bis zur Einführung des Christfestes war zuerst das Passahfest, der Anfang des Kirchenjahres, dann begann man, da es richtiger und allgemein verständlicher erschien, die Darstellung der Entwickelung der christlichen Lehre — und diese hatte ja das Kirchenjahr zum Zweck — mit der Geburt Christi zu beginnen, dieses mit dem Epiphaniasfeste. Papst Gregor d. Gr. ließ dann aber das bürgerliche Jahr mit dem von Julius Cäsar bestimmten 1. Januar beginnen. Um dieselbe Zeit ward es auch allgemein Sitte das Kirchenjahr mit dem ersten Adventsonntage zu beginnen. Die ersten Apostel der Deutschen rechneten bereits den Anfang des Kirchenjahres vom ersten Adventsonntage an.

Ehe wir von der Darstellung des lateinischen Kirchenjahres Abschied nehmen, können wir nicht umhin, noch einen Blick zu werfen auf die bei allen Festen, bald nach deren allgemeinen Einführung, hervortretenden dramatischen Versinnlichungen der einzelnen Ereignisse aus dem Leben Jesu, die den Festen zu Grunde lagen. Wie man am Palmsonntage den Einzug des Messias in Jerusalem nachahmte, ist schon angedeutet. Die gläubige Menge zog die Kleider aus und breitete sie auf den Weg. Die Palmzweige ließ man eigens von Nord-Afrika kommen, doch begnügten die Aermeren sich auch mit Olivenzweigen. Die von allen Seiten herbeiströmende Landbevölkerung wogte vom Morgen bis zum Abend durch die Straßen und ließ denselben Ruf ertönen, wie ihn einst die heilige Stadt vernahm: „Hosianna dem Sohne Davids!“

Aehnliches geschah auch mit den Ereignissen am Todes- und Auferstehungstage, ja selbst am Himmelfahrtstage und am Christfeste. Am Charfreitage umhüllte man das Crucifix mit einem schwarzen Tuche, entkleidete die Kirche und besonders den Altar seines Schmuckes, um dem Gotteshause das Ansehen eines Trauerhauses zu geben. In dumpfem, murmelndem Ton las der Priester die Leidensgeschichte in allen ihren

Stadien vor, und in angemessenen Zwischenräumen erschallten die sogenannten sieben Sterbesworte. Bei dem letzten derselben, das wie auch die anderen von einem hinter dem Altar verborgenen Priester laut gerufen wurde, erfolgte eine wahrhaft herzzerreißende Scene. Das Bild des Gekreuzigten ward verhüllt, und durch die feierliche Stille erschallte der klagende Ruf „consumatum est!" d. h. es ist vollbracht! Die hohen Mauern und Bögen hallten nun wieder von dem Schluchzen der versammelten Gemeinde, bis dieselbe endlich von der Aufregung und dem Fasten erschöpft das Gotteshaus verließ. Dann ward das Christusbild in einen Schrein geschlossen und verblieb dort bis zum Auferstehungsmorgen.

In der großen Sabbathnacht — während der Ostervigilien — wurden nicht allein alle Kirchen feenhaft erleuchtet, sondern Wachskerzen von der Dicke eines Bäumchens wurden in den zu den Kirchen führenden Straßen aufgestellt, und zitternd und bebend wandelte das Volk an ihnen umher und erwartete in der größten Aufregung den Untergang der Welt. Schon sehr früh war nämlich die Ansicht verbreitet, die verheißene Wiederkunft Christi und mit ihr das Ende der Welt werde in einer Auferstehungsnacht erfolgen. War die Mitternachtsstunde vorüber, so fand die Taufe der Neubekehrten statt, und wenn der erste Sonnenstrahl am Horizonte heraufzitterte, so näherte sich unbemerkt ein Diakon dem diensthuenden Priester, und dieser rief nun laut: „Christus ist auferstanden!" Unter dem Geläute sämmtlicher Glocken erschallte nun das große Halleluja. Das Bild des Erstandenen ward dem Schreine, in dem es wie in einem Grabe verwahrt worden war, entnommen und in feierlicher Procession herumgetragen und mit einem Festesjubel begrüßt, der nach der mehrtägigen Aufregung mehr als ein Umschwung des Gefühles, denn als wirkliche Freude betrachtet werden muß. Ebenso dramatisch verfuhr man am Christfeste. Die Kirche ward innen und außen auf das hellste erleuchtet und die Geburt Christi, die Krippe, die Hirten, Ochs, Esel und Kuh bei derselben möglichst dramatisch dar-

gestellt. Eine Ecke der Kirche ward als Stall zu Bethlehem hergerichtet. Oft wurden Ochs, Esel und Schaf, sowie die Hirten nebst Joseph in beweglichen Figuren dargestellt, und das Ganze durch einen Mechanismus in Bewegung gesetzt. Das hölzerne Christuskindlein lag in der Wiege, und unter dem Gesange der Gemeinde ward dieselbe ebenfalls in Bewegung gesetzt[1].

Am grob-sinnlichsten verfuhr man in der Dramatisirung des Himmelfahrtsfestes. Unter lautem Jubel von Jung und Alt ward während der Priester den Bericht von der Himmelfahrt verlas, eine geschnitzte Christusfigur an einem Seile in den Kirchenhimmel hinaufgezogen. Hierbei erschallten Trompeten und Pauken und die Gemeinde rief dem Bilde des Herrn Worte des Abschiedes nach. Kaum waren die Worte verhallt, so fiel ein mit Pech und Schwefel überzogenes und angezündetes Fratzenbild, das den Satan vorstellen sollte, von oben herab und ward unter Verwünschungen des Teufels gleich darauf von den Anwesenden zerfetzt. Das sollte den endlichen Sieg Christi über seinen alten Widersacher versinnlichen!

So wurden schon sehr frühe unsere Feste mit einer unendlichen Fülle von dramatischen Zierathen ausgestattet, um dieselben so recht anschaulich zu machen und lebendig vor die Seele der Feiernden zu stellen. Aber leider erstickte bald unter dieser Fülle von äußeren Zuthaten das eigentliche Wesen der christlichen Feier, gleichwie seiner Zeit die schöne Feier der jüdischen Feste unter dem Wust pharisäischer Satzungen erstickt war.

4. Die alten deutschen Feste und ihr Uebergang in das Christenthum, in Sitte, Brauch und Aberglauben

Die Religion unserer Väter war eine reine Naturreligion, und die von ihnen verehrten Götter und Göttinnen personificirte Naturkräfte. Die von ihnen gefeierten Feste hingen

[1] Ein solches Wiegenlied aus dem 11. Jahrhundert (?) beginnt z. B.:
O Jesule, pupule parvule etc.
O Jesus, mein Püppchen, du kleines ꝛc.

daher innig mit dem Wechsel in der Natur zusammen. Sie waren Naturfeste. Wenn das Eis krachend auf den nordischen Strömen zerborst, wenn milder Regen die Erde aufweichte und sie zur Aufnahme neuer Saat und Hervorbringung neuen Lebens empfänglich machte, wenn reinigende Gewitter die Luft erschütterten, oder der Sturmwind rauschend über die Berge dahinfuhr, dann glaubten sie in diesem Walten der Natur die mächtige Hand des Gottes Thor oder Donar zu sehen. Seine Schwester war die liebliche Göttin Ostara.

Um die Zeit, wenn die Natur zu neuem Leben erwachte, wenn die Sonne nach langen unfreundlichen Wintermonaten wieder goldig zu strahlen begann, dann feierte man dem Thor und seiner Schwester das Frühlingsfest, das nach der letzteren auch den Namen Ostarafest erhielt. Es war ein rechtes Freudenfest, und die Berge leuchteten wieder von hellen Freudenfeuern, die mit Eichen, dem heiligen Baume Thor's angemacht wurden. Mit frischem Erstlingsgrün geschmückte Böcke, Thor's heilige Thiere, wurden umhergeführt und dann geopfert. Die Birke war der heilige Baum der Frühlingsgöttin. Ihr zu Ehren pflanzte man daher junge Birkenstämme vor dem Eingange der Wohnungen auf und schmückte dieselben mit den grünenden Reisern dieses Baumes. Das heilige Thier der Ostara war der Hase, und ihr Lieblingsopfer waren Eier. Beide galten als Sinnbild der Fruchtbarkeit, die ja ganz besonders dem Frühlinge eigen ist.

Zur Zeit der Tagundnachtgleiche fanden der Gottheit zu Ehren in ganz Deutschland festliche Umzüge statt. Im Norden waren es die Nerthus- oder Herthazüge, im Süden, besonders in Schwaben und im Elsaß, die Holda- oder Berthazüge.

Auf einer einsamen Insel im Nordmeere, so berichtet die Sage, war in einem tiefschwarzen, von uralten Eichen umschatteten See die Wohnung der Frühlingsgöttin. In einem geschmückten Wagen, von zwei eigens zu diesem Zwecke aufgezogenen Kühen gezogen, wurde jedes Frühjahr ihr Bildniß im Lande herumgeführt. Ueberall wohin das Gefährt kam,

ruhten Arbeit und Waffengetümmel, jede Fehde, jeder Streit hörte auf, und an ihre Stelle trat fröhlicher Festesjubel. In allerlei Verkleidungen begleitete man die umziehende Göttin in die nächsten Weiler und Gauen, und wohin man kam, war eitel Freude und Jubel. Mit Stroh bekleidete Burschen, die den Winter vorstellen sollten, kämpften wohl auch mit solchen, die mit Moos und Epheu und mit den ersten Grün als Repräsentanten des Frühlings ausstaffirt waren. Ja, ein Winterkönig mit Strohkrone und einem hölzernen Scepter stand an ihrer Spitze, aber so sehr er auch seine Getreuen anfeuerte, er mußte seinem Gegner, dem Frühlingskönige weichen. Besiegt und gefangen wurden ihm Krone und Scepter entrissen und im Osterfeuer verbrannt. So ward noch im vorigen Jahrhundert in Schlesien das Frühlingsfest gefeiert!

Wenn die zarten Keime, die die Frühlingsgöttin aus der Erde hervorgelockt hatte, sich weiter entwickelten zu Blüthen und Blumen, dann begann die Herrschaft der Freya oder Frigga über die Natur. Sie war die Göttin der Schönheit, und sie war es daher auch, die die eigentliche Schönheit in die Natur hineinlegte. Die Blumen waren ihr besonders geweiht, und die Rosen ihre Lieblingsblumen. Um die Zeit, wenn die Sonne in ihrem höchsten Glanze strahlte, am Tage der Sommersonnenwende, — 21. Juni — dann feierte man ihr ein schönes Fest. Es hieß das Mittsommerfest und war ein rechtes Liebesfest, denn Freya war auch die Göttin der Liebe und Ehe. Wie bei dem Osterfeste fehlten auch hier die Freudenfeuer nicht, die man Sonnenwendelieder singend umtanzte. Die süßduftende Linde war ihr Lieblingsbaum, in ihrem Schatten hielt sie oft Rast, und wenn am Abend die Jünglinge und Jungfrauen unter derselben zusammenkamen, so mischte sie sich ungesehen unter dieselben und entflammte ihre Herzen zur Liebe. Am Mittsommerfeste schmückte man die Wohnungen mit den Zweigen ihres Baumes. In vielen Gegenden ward ihr noch bis spät in die christliche Zeit hinein ein Rosen- oder Blumenfest gefeiert.

Das wichtigste aller Feste war aber das Herbstfest. Es war zugleich Erntefest und wurde dem Allbeherrscher Odin oder Wodan gefeiert, es hieß darum auch Wodansfest. Die Hauptfeier bestand in der Opfermahlzeit, zu der besonders Pferde, Stiere und Gänse gewählt wurden. Für unsere christlichen Feste ist dieses Wodansfest von geringer Bedeutung. Es ist fast ganz verwischt worden. Was an Sitten, Gebräuchen und Aberglauben sich noch davon erhalten hat, knüpft sich an den Michaelistag, oder an die Ernte- und Kirchweihfeste, die uns hier nicht weiter beschäftigen können. Viel wichtiger, ja, von allen alten Festen am wichtigsten für die Gestaltung unserer christlichen Festfeier ist das Winterfest. Es ward dem Gott des Lichtes und der Wärme Freyr, dem Bruder der Freya, gefeiert.

Schon lange vor dem kürzesten Tage, der Wintersonnenwende — 21. December — begann man mit den Vorbereitungen. Der schönste weiße Eber, das heilige Thier Freyr's, ward lange vorher gemästet, in der längsten Nacht geschlachtet und in einem gemeinsamen Opfermahle verspeist. Das Opferfeuer ward auf eine eigenthümliche Art entzündet. Am Nachmittage des kürzesten Tages mußten in allen Wohnungen die Heerdfeuer gelöscht werden. Die ganze Gemeinde zog dann auf einen freien Platz, wo ein starker Eichenpfahl in die Erde getrieben ward. Auf diesem befestigte man ein großes neues Rad mit neun Speichen, die mit Stroh umwickelt wurden. Nun wurde unter Gesang das Rad so lange rasch von Osten nach Westen gedreht, bis es durch die Reibung in Brand gerieth. An dem brennenden Rade steckten dann die Theilnehmer am Feste ihre mitgebrachten Fackeln in Brand und trugen sie in ihre Wohnungen, um das Heerdfeuer damit auf's neue anzuzünden. Die erste Mahlzeit, die an dem neugewonnenen Heerdfeuer zubereitet ward, war die Opfermahlzeit. Um das brennende Rad häufte man zuletzt Holz und Stroh, damit es als helles Freudenfeuer weithin durch die dunkle Nacht leuchte. Dies Feuer hieß Rad- oder Julfeuer auch wohl

Joelfeuer, denn in der nordischen Sprache hieß das Rad Jul oder Joel. Das ganze Fest hieß darum auch Jul- oder Joelfest, welcher Name sich außer in den nordischen Sprachen, auch noch in dem französischen Noël erhalten haben soll. In Deutschland ward das Winterfest das Fest der zwölf Nächte genannt. Es war zugleich das Neujahrsfest, und die lange Dauer deutete schon an, wie wichtig es war. Die Gelehrten haben längst nachgewiesen, daß zur Zeit der Wintersonnenwende überall bei den alten Völkern ein wichtiges Fest gefeiert wurde, das meistens auch zugleich den Anfang des Jahres bezeichnete. Wie schon angedeutet wurde, soll das ägyptische Osirisfest, das um diese Zeit gefeiert wurde, die Veranlassung zur Einsetzung des Epiphaniasfestes geworden sein. Ebenso wurden in Rom die Saturnalien, das römische Winterfest, die Veranlassung zur Feier des Christfestes. Alle Völker betrachteten die Sonne als den Ausfluß alles Segens für die Erde und ihre Bewohner. Am Tage der Wintersonnenwende, wo die Tage heller und länger zu werden begannen, glaubten sie, daß die Sonne sich verjünge, gleichsam von neuem geboren werde. Unsere Vorfahren nannten daher die Nacht der Sonnenwende die Modranat oder Modwenat d. h. Mutternacht. Auch ward sie Wiehenat, d. h. geweihte heilige Nacht genannt. Diese Nacht war die heiligste des ganzen Jahres, sie ward besonders gefeiert. Der am Julfeuer geröstete Eber ward als gemeinsames Mahl verzehrt. Hierbei ward die Hütte mit Tannenzweigen geschmückt, denn die Tanne war der einzige Baum, der mitten im Schnee des Winters die grüne Farbe des Sommers behielt und dadurch andeutete, daß das Leben in der Natur nur schlafe und nicht erstorben sei. Als ein Zeichen dieses schlummernden Lebens stellte man daher den Tannenbaum in den Häusern auf, schmückte ihn mit Lichtern, dem Abbilde der Sonne und umtanzte ihn zu Ehren Freyr's, des Sonnengottes.

Als zu Anfang des achten Jahrhunderts die ersten christlichen Glaubensboten in die deutschen Eichenwälder drangen,

um den Bewohnern derselben die Lehre von dem Heilande der Welt zu verkünden, da rauschten ihnen aus allen Wipfeln die heiligen Bräuche dieser alten heidnischen Feste entgegen.

Das in die deutsche Waldwüste gesäete Samenkorn christlicher Lehre ging auf und ward bald ein mächtiger Baum, der mit seinen Zweigen das ganze Land beschattete. An dem Baume aber rankten sich, wie das Epheu an dem Eichenstamme, die Ueberbleibsel des Heidenthumes empor. Mit ächt germanischer Zähigkeit hielten unsere Vorfahren an dem lieb gewordenen Brauche fest und trugen ihn in die neue Lehre hinein. Es trat eine eigenthümliche Vermengung des neuen Glaubens mit dem alten ein. Die Machtgebiete des höheren Waltens wurden zwischen dem neu einziehenden Christengott und den sich ihrer Absetzung gleichsam wehrenden Heidengöttern getheilt.

Die ganze alte germanische Geisterwelt zu zerstören, und dann die neue christliche aufzubauen, war für die Priester ganz unmöglich. Sie versuchten diese Zerstörung daher kaum ernstlich. Alle Gebräuche, die dem neuen Glauben nur einigermaßen unschädlich erschienen, ließen sie bestehen. Aber eines thaten sie doch: sie lenkten den Strom, mit dem zu schwimmen das Volk gewohnt war, in die Kirche. Die heidnischen Götter wurden nach und nach verkirchlicht, die Schaar der Heiligen bot ähnliche Bilder in großer Zahl dar, und die Sagen von den alten Göttern und Göttinnen trafen mit den Legenden von den Heiligen und der Jungfrau Maria zusammen und verschmolzen leicht mit denselben. So fristeten die Heidengötter lange Zeit, ja, bis in unsere Tage, mitten im Christenthume ihr Dasein fort. Namen schwanden und änderten sich und neue traten an ihre Stelle. Gebräuchen und Zeichen ward eine andere, christliche Bedeutung gegeben, und nur der, der in die Tiefen der Vorzeit unseres deutschen Volkes hinabzusteigen vermag und zugleich das Volksleben unserer Zeit in seinen eigensten Grundzügen zu erforschen sich bemüht, nur der kann sich des Zusammenhanges beider noch innig bewußt werden.

Auch die Feste wurden in diese Verschmelzung hineingezogen. Die christliche Kirche hatte, als sie in unsere Heimath verpflanzt wurde, wie wir in dem vorigen Abschnitte gesehen haben, bereits dem Entwickelungsgange ihrer Lehre durch die Feste, die sie feierte, auch äußerlich Ausdruck gegeben. Diese Feste, die zu einem Theile wenigstens auch auf der heidnisch-römischen Naturanschauung beruhten, trafen in manchen Punkten, vor allen Dingen in der Zeit ihrer Feier, mit denen der alten Deutschen zusammen, und so vollzog sich die Verschmelzung um so leichter.

Das christliche Auferstehungsfest fiel in dieselbe Zeit wie das alte deutsche Frühlingsfest, und von dem alten Ostarafest erhielt es seinen neuen Namen; es ward zum Osterfest. Vergebens bemühte sich die Geistlichkeit den biblischen Namen Pascha an dessen Stelle zu setzen, nur in einigen, von fränkischen Stämmen bewohnten Gegenden gelang es. Eine Menge Sitten und Gebräuche des alten Festes wurde in das neue hinüber genommen, und allmählig durch Unterlegung einer biblischen Bedeutung sanctionirt. Die Osterfeuer, gegen die schon Bonifacius eiferte, erhielten sich als Volkssitte noch bis heute, die Kirche aber setzte die Osterkerze und die Osterlampe an ihre Stelle. Auch das Opferei der Ostara erhielt sich als Sinnbild der Fruchtbarkeit. Man opferte Eier auf den Altären und beschenkte den Priester damit. Als man später die Eier nicht mehr auf den Altären der Kirche opfern durfte, da opferte man sie auf dem Altar des Hauses, d. h. man aß sie selbst. So entstand die Sitte des Ostereiereſſens. In jedem Hause des nördlichen Deutschlands ißt man noch heute am Osterabend diese Ostereier. Am Rhein und in Süddeutschland legt noch jedes Jahr der Osterhase buntbemalte Eier in Garten und Feld, und die Kinder suchen sie. Am Ostermorgen macht die Sonne nach altem Volksglauben drei Freudensprünge, und wer diesen Sprüngen zusieht, dem fehlt es nicht an Glück während des ganzen Sommers. Am Morgen des Frühlingsfestes gingen unsere Ahnen in ihre Götterhaine auf den Bergen, um beim

ersten Sonnenstrahl die Frühlingsgöttin zu begrüßen. Wer von den Neubekehrten statt in die Ostermesse zu gehen, sich am Sonnenaufgange erfreute, der setzte in den Augen der Priester den alten heidnischen Götzendienst fort und wurde des Bündnisses mit den Göttern, deren Oberster nunmehr der Teufel geworden war, beschuldigt. So entstand jener alte Aberglaube, und der dazu, daß man am Ostermorgen das Hexen lernen könne. Auch von den liebgewordenen Umzügen der Nerthus oder Bertha trennte man sich nur schwer. Schon Gregor d. Gr. hatte den Grundsatz ausgesprochen, daß man die Feste der Heiden allmählich in christliche verwandeln und in manchen Stücken nachahmen müsse. So wurden auch diese Umzüge lange Zeit beibehalten, und aus ihnen entstanden zuletzt die noch jetzt üblichen Karnevalumzüge und Maskenfeste. Da die Kirche sehr strenge auf die Beobachtung der Fasten hielt, so wurden diese Umzüge, mit denen natürlich allerlei Schmauserei verbunden war, auf die letzten Tagen vor denselben, auf Fastnacht, verlegt. Da diese Tage die letzten vor dem Feste waren, an denen Fleisch zu essen erlaubt war, so soll der lateinische Ruf „carne vale!" d. h. „Fleisch lebe wohl!" die Veranlassung zu dem Namen gegeben haben. Doch steht dieser Erklärung eine andere entgegen, nämlich die Ableitung von Karne, welches Wort zur Bezeichnung der Götterhaine gebraucht wurde[1] und von val oder fâl, das mit dem neuhochdeutschen Wort „fallen" eine und dieselbe Wurzel hat. Demnach bezeichne also das Wort Karneval nichts anderes, als was die Sache auch wirklich darstellte, einen Zug der gefallenen heidnischen Götter[2]. Ursprünglich waren es die alten deutschen Götter, die man im Bilde herumführte und in allerlei Verkleidungen begleitete. Später kamen die classisch-heidnischen Götter, sowie mancherlei historische Persönlichkeiten hinzu, auf welche letztere viele Züge hervorragender

[1] Im Englischen heißen die Hünengräber und alten Opferstätten noch heute carns oder cairns.

[2] Montanus, „die deutschen Volksfeste". Seite 22.

Götter übergingen. Jetzt haben diese Umzüge einen mehr allegorischen Charakter angenommen.

Das Pfingstfest fiel ungefähr in die Mitte der Zeit zwischen dem Osterfeste und dem Mittsommerfeste. Es ist daher kein Wunder, daß manche Gebräuche des alten Frühlingsfestes auf dieses übergingen, zumal in Gegenden, wo der wirkliche Frühling erst um die Zeit des Pfingstfestes begann. Von dem Mittsommerfeste scheint nur die Sitte der Pfingstrosen auf das letztere übergegangen zu sein. Diese Sitte, die sich noch bei den Friesen und am Rhein erhalten hat, besteht darin, daß man sich zu Pfingsten mit Rosen oder Kränzen von denselben beschenkt. Oft erlaubt die Jahreszeit die Rosenspenden erst später, und dann gestaltet sich die Feier in einigen Gegenden zu einem Rosen- oder Blumenfeste. Das schönste Mädchen des Ortes wird als Rosenkönigin festlich geschmückt, in die Mitte eines Kreises gestellt und von Jünglingen und Jungfrauen umtanzt. Im Mittelalter hatte die Geistlichkeit sogar die Feier dieses Festes in die Kirche verlegt. In der Normandie soll es noch heute in ähnlicher Weise kirchlich gefeiert werden. In manchen Gegenden, besonders bei den Friesen, finden noch die sogenannten Pfingsttänze um die Dorflinde statt und erinnern an den alten Brauch, der Freya unter ihrem Lieblingsbaume, der Linde, zu huldigen. Dagegen ist die Sitte, zum Pfingstfeste die Häuser mit Birkenreis — mit Maienlaub — zu schmücken, vom Ostarafeste herübergenommen. Der bereits in das lateinische Kirchenjahr aufgenommene Johannistag, der Geburtstag Johannis des Täufers, fiel fast ganz mit dem Mittsommerfeste zusammen. Die meisten Bräuche des letzteren gingen daher auf diesen Tag über. Die Festfeuer erhielten den Namen Johannisfeuer, und die Sitte, an diesem Tage der Liebesgöttin Freya zu opfern, um sie sich geneigt zu machen, führte zu einer Unmasse von Aberglauben, der heute noch nicht verschwunden ist. Schon im siebenten und noch mehr im zehnten Jahrhundert eiferten die Bischöfe gegen den Johannissauber mit Kräutern und Kränzen, und noch heute knüpft sich

an das Johanniskraut (Hypericum), das auch Hexenkraut oder Teufelsfluch genannt wird, und ein der Freya gewidmetes Pflänzchen war, mancher besondere Aberglaube. Besonders gilt der in der Blüthe enthaltene röthliche Saft, mit Wein vermischt, in einigen Gegenden noch heute als ein wirksamer Liebestrank. Die Kirche hat diesen Aberglauben selbst befördert und erhalten. Dem alten Brauche gemäß, das Johanniskraut als Blume der Freya sinnbildlich bei Vermählungen zu benutzen, gab man den Brautleuten in dem Abendmahlsweine ein Tröpflein dieses Saftes. Man nannte es zwar Marien- oder Johannisblut, aber im Grunde war es doch nichts anderes, als eine Huldigung der Freya, der Beschützerin der Liebenden. Ist es ein Wunder, daß das Johanniskraut noch heutigen Tages bei der norddeutschen Landbevölkerung in hohen Ehren steht? Will ein holsteinisches Bauernmädchen sich vergewissern, ob sie dereinst mit dem Gegenstand ihrer heimlichen Liebe vereint wird, so bricht sie am Johannisabend zwei Zweige des Hexenkrautes, den einen ein wenig länger als den anderen. Der längere Zweig bedeutet den Schatz, der kürzere sie selbst. Beide Zweige werden jetzt an einem verborgenen Orte stillschweigend in die Spalte eines Balkens unter dem Dache gesteckt. Mit der Spitze nach unten hängend wachsen sie nun bald in allerlei Verschlingungen weiter fort, und aus ihnen deutet man die Zukunft. Vereinigen sich die beiden Spitzen der Zweige, so deutet dies auf Gegenliebe, entfernt sich aber der längere Zweig seitwärts, so ist die Liebe hoffnungslos. Des Verfassers eigene Schwestern steckten in ihrer Jugend eifrigst Johanniskraut; doch schien es ihm, als ob sie dem Kräutlein nur glaubten, wenn es günstig sprach.

Das Weihnachtsfest ist dasjenige Fest, aus dem noch die meisten heidnischen Klänge heraustönen. Schon der Name ist echt deutsch, die Wiehenacht des alten Wintersonnenwendefestes ward auf das Geburtsfest des Erlösers übertragen. Auch die französische Benennung Noël soll, wie schon erwähnt, von dem alten Worte Joel oder Jul herstammen. Der Name

Christfest, so sehr man sich auch darum bemühte, und so berechtigt er auch neben dem alten sein mag, hat nie recht Wurzel fassen können, und nur die streng orthodoxe Partei bedient sich mit Vorliebe desselben. Der Name ist aber nicht der einzige Klang, der in diesem schönsten aller Feste aus der alten heidnischen Vorzeit zu uns herüber tönt. Die Zwölfnächte — von Weihnacht bis zum Dreikönigstage — sind noch heute den sächsischen und wendischen Bewohnern der norddeutschen Tiefebene besonders heilig. Wer in dieser Zeit geboren ist, kann hellsehen, steht hier und da noch in dem Verdachte, mehr zu können als „Brod essen". Stirbt um diese Zeit Jemand im Dorfe, so müssen ihm bald elf andere Personen folgen, und das Haus, welches während des Weihnachtsfestes eine Leiche in sich birgt, wird während des ganzen Jahres gemieden. Daß mancher Bauer glaubt, dem „Kalendermacher" werde während der „Zwölften" das Wetter offenbaret, ist eine bekannte Sache. Der Sylvesterabend mit dem abergläubischen Bleigießen, Schuhwerfen und anderem zauberischen Hokuspokus ist vielleicht auch deshalb so geheimnißvoll geworden, weil er gerade der mittelste von den zwölf Tagen ist. Wodan, der wilde Jäger, durchsaust um jene Zeit die Luft, oder Frau Holle wandert ungesehen durch die Spinnstuben, um zu lehren und zu strafen. Ja, der Knecht Ruprecht, oder der Hans Trapp, die heimlich in die Fenster lugen, um die bösen Kinder zu erspähen, sind Gestalten, die die erste Zeit der christlichen Festfeier geboren hat. In katholischen Gegenden herrscht noch heute die Sitte, an diesen Tagen die Räume des Hauses mit Weihwasser zu besprengen, um sie vor Unholden zu schützen. Auch von der alten Opfermahlzeit hat sich manches erhalten. Das Schlachtfest legt der Bauer mit Vorliebe auf einige Tage vor Weihnacht, und ein saftiger Rückenbraten vereinigt nicht selten am heiligen Abend die ganze Familie. Wer nur irgend das elterliche Haus erreichen kann, darf an diesem Abende beim Mahle nicht fehlen, ist die Entfernung aber gar zu weit, so wird nicht selten für ihn gedeckt, und die Geschenke

werden an seinen leeren Platz gelegt. Die Kirche suchte diese häusliche Feier zu unterdrücken und in eine kirchliche zu verwandeln, denn sie erkannte wohl in ihr einen Theil des alten heidnischen Julfestes, aber in Norddeutschland gelang es nie völlig. Andere alte Bräuche wurden aus dem Christenthume heraus erklärt, gleichsam symbolisirt. Die Lichter des Weihnachtsbaumes brannten von nun an zur Ehre des Erlösers, dessen Geburt auf das treffendste mit dem Aufgange eines großen Lichtes verglichen ward. Die Opfer, die man bisher zu bringen gewohnt war, verwandelten sich in Geschenke. In ihrer Form blieb aber manches heidnisch. Die Gestalten der Thiere, die man ehedem den Göttern darbrachte, wurden im Weihnachtsgebäck nachgeahmt. Ganz besonders sind es Pferde, Eber, Böcke, Gänse und andere früher heilige Thiere, die noch heute den Weihnachtsbaum des Dorfkindes zieren. Die Kirche suchte diese Thiergestalten durch biblische Darstellungen zu ersetzen, und so ist es gekommen, daß wir jetzt neben dem Reiter, der Wodan vorstellen soll, Adam und Eva unter dem Baume der Erkenntniß stehend, und neben dem Eber des Freyr das christliche Symbol des Opferlammes unter dem Weihnachtsgebäck erblicken. An den Gestaden der Ostsee pflegt man die Geschenke in scherzhafter Verhüllung ungesehen in die Hausthür zu werfen und dabei zu rufen: „Julklapp!“ Das ist noch ein recht lauter und deutlicher Klang, der aus dem alten heidnischen Julfeste zu uns herüber tönt! Auch der Tannenbaum ist in sinniger Weise zu einer Hauptzierde des häuslichen Festes geworden, und wo er nur immer angetroffen wird, sei es, um in seinem Lichterglanze das gemeinschaftliche Mahl zu halten, oder sei es, um Groß und Klein mit seinen Gaben zu beschenken, da ist gewiß echtes germanisches Blut. Ja, wo sein Lichterglanz über die Grenzen des Vaterlandes hinausleuchtet, da zeugt er lauter als jeder andere alte Festbrauch für den einstigen innigen Zusammenhang!

5. Einfluß der Reformation auf die Feste

Das evangelische Kirchenjahr — die Gesammtheit aller innerhalb der evangelischen Kirche gefeierten Feste — ist selbstverständlich aus dem katholischen, dem alten lateinischen, hervorgegangen. Es ist das lateinische Jahr in vereinfachter, reinerer, edlerer Gestalt. Die Vereinfachung ist zunächst eine äußerliche und ging unmittelbar von den Reformatoren aus. Luther sagt in seiner kleinen Schrift „Von Ordnung des Gottesdienstes in den Gemeinden“: Drei große Mißbräuche sind in den Gottesdienst gefallen, erstens, daß man von Gottes Wort geschwiegen und allein gelesen und gesungen hat, zweitens, daß man von viel unchristlichen Fabeln gesungen und gelesen hat, und drittens, daß man solchen Gottesdienst als ein Werk gethan hat, damit Gottes Gnade und Seligkeit zu erwerben.“ Den ganzen Unterschied des katholischen Festjahres von dem evangelischen hätte der große Reformator kaum deutlicher als in diesen drei Punkten ausdrücken können! Wir halten uns zunächst an den zweiten, da es sich hier um die äußere Gestaltung der Feste handelt. Mit innerem Unwillen gegen den Heiligendienst und gegen die Legende erfüllt, brandmarkt er in rücksichtsloser Entrüstung an einer anderen Stelle derselben Schrift, diese als abgöttische Fabel, jenen als heidnischen Götzendienst. „Wir zu Wittenberg“, sagt er ferner, „wollen nur die Sonntage und die Feste des Herrn feiern, die Feste aller Heiligen aber sollen wegfallen, oder wenn sich etwas Erwähnenswerthes darin findet, mag es in die Sonntagspredigt verflochten werden. Die Feste Verkündigung und Reinigung Mariä behalten wir bei als Feste des Herrn, wie auch Epiphanias und die Beschneidung.“ Diese und obige Worte Luthers sind hart und intolerant.

Das ist nicht zu leugnen, aber ein Mann wie Luther konnte überhaupt nicht tolerant sein, am wenigsten gegen diejenigen, die er bekämpfte. War er es doch nicht einmal gegen seine Genossen! Wäre er nicht mit solcher Energie und der Gabe der rücksichtslosesten Consequenz ausgerüstet gewesen, wer weiß, ob er zum Reformator getaugt hätte! Für die christliche Festfeier war es ein wahrer Segen, daß die Zahl der Feste um mehr als die Hälfte beschränkt wurde, und selbst die katholische Kirche ist mittelbar dieses Segens theilhaftig geworden, denn auch sie hat allmählig die Zahl ihrer Feste eingeschränkt.

Wenige Jahre nachher ging Melanchthon schon einen Schritt weiter. In seiner Agende für das Churfürstenthum Sachsen schaffte er auch die vier zuletzt genannten Feste insoweit ab, als er sie auf den nächsten Sonntag verlegt wissen wollte.

Durch die Ausscheidung aller derjenigen Feste, die nicht auf Thatsachen aus dem Leben des Erlösers beruhten, ward die Darstellung des Erlösungswerkes an der Hand der Lebens- und Leidensgeschichte Christi, die ja, wie wir gesehen haben, nach dem Willen der Kirchenväter der eigentliche Zweck der christlichen Feste war, in seinem historischen Verlaufe viel anschaulicher gemacht. Die bisherigen Zwischenfeste, die die Ordnung der einzelnen Thatsachen nur unterbrochen hatten, fielen weg. Zugleich wurde aber auch durch die Verlegung aller noch etwa beibehaltenen Halbfeste auf den nächstfolgenden Sonntag dieser ursprünglichste aller Festtage wieder in seine alte Würde, von der er durch die vielen Zwischenfeiertage eingebüßt hatte, eingesetzt[1]. Außer den drei Hauptfesten, Weihnacht, Ostern und Pfingsten, die je drei und später zwei Tage gefeiert wurden, sind zur Zeit

[1] In Elsaß-Lothringen sind auch für die katholische Kirche die meisten Halbfeste durch Staatsgesetz auf den nächstfolgenden Sonntag verlegt, in allen übrigen Staaten Deutschlands ist das leider noch nicht der Fall.

nur noch der Neujahrstag, der Gründonnerstag, der Charfreitag, der Himmelfahrtstag und in den meisten deutschen Staaten noch der allgemeine Bußtag durch sonntägliche Feier ausgezeichnet[1].

Diese Vereinfachung des Festjahres war aber auch zugleich eine innere Vertiefung desselben. Die evangelische Kirche bezeichnet sich gern als die Kirche des lauteren Wortes, und das mit Recht. Das lautere Wort der Schrift sollte nach Luthers und der übrigen Reformatoren Ansicht auch die Grundlage der Festfeier bilden. Nicht nur gesungen und gelesen, sondern gepredigt, gelehrt, sollte werden. „Die Summa aber sei die, daß das Wort im Schwange gehe", sagt er ebenfalls in der bereits erwähnten Schrift, um den Kernpunkt der christlichen Festfeier in seiner drastischen Manier zu bezeichnen. Durch solchen engeren Anschluß an die Schrift wurden die Feste zugleich frei von jenen grobsinnlichen Darstellungen, die wir bereits Seite 23 kennen gelernt haben. Luther ließ zwar noch manche äußere Einrichtung der bisherigen Festfeier als „gut und nützlich" bestehen, aber Calvin und Zwingli fegten den ganzen Sauerteig jener possenhaften Verzerrung aus der christlichen Festfeier hinaus, und die Anhänger Luthers sind ihnen nach und nach gefolgt. Der Grundzug der evangelischen Kirche tritt auch bei der von Luther angeordneten Festfeier klar und deutlich hervor. Nicht der äußere Schein, nicht die Form, sondern das innere Sein, das Wesen ist ihr die Hauptsache. Die römische Werkgerechtigkeit war dem großen Reformator ein Gräuel. Für ihn gab es keine Gerechtigkeit, es sei denn die aus dem Glauben. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtete er auch die Feier der Feste. Die ganze Menschheit war nach der von ihm angenommenen Theorie von der Erbsünde ein un-

[1] Der letztere kommt für unsere Darstellung nicht in Betracht, da derselbe zu den übrigen Festen in keiner Beziehung steht. Ebenso verhält es sich auch mit dem Neujahrsfeste und den Ernte- und Herbstfesten. Auch sie haben mit den Kirchenfesten nichts zu thun.

endlich sündiges Geschlecht, und nur die noch unendlichere Gnade Gottes konnte sich durch die Sendung des Erlösers desselben erbarmen. Der Verlauf dieser göttlichen Gnade sollte in den Festen gefeiert werden. Aber nicht bloß äußerlich sollte der einzelne Mensch diesen Gnadenlauf des Jahres mit durchmachen, sondern innerlich sollte er bestrebt sein, das ganze Jahr hindurch und ein Jahr nach dem anderen dieser Gnade Gottes theilhaftig zu werden.

Das ganze Jahr mit seinen Festen war für Luther ein Gnadenjahr, und bald wurde es in der protestantischen Kirche Sitte, statt des älteren Ausdruckes „Jahr des Herrn" nunmehr „Jahr der Gnade" oder „Jahr des Heils" zu sagen. Als den Anfang dieser göttlichen Gnade betrachtete man natürlich die Geburt Christi. Für Luther war die Schrift die einzige Quelle der göttlichen Erkenntniß, und die in ihr erzählten Thatsachen aus dem Leben Jesu sollten daher auch die Hauptsache bei der Festfeier sein. „Die Leute sollen unterrichtet werden", sagt er in dem bereits erwähnten Büchlein, „daß solche Feste allein darum gehalten werden, daß man daran Gottes Wort lerne." Den Glauben an diese Thatsachen aus dem Leben Jesu faßte er in das Bekenntniß zusammen: „Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn, unseren Herrn, der empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle und am dritten Tage auferstanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten Gottes, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten."

Die in diesem Bekenntnisse angeführten Thatsachen aus dem Leben des Erlösers sollten dem Volke an den Festen immer wieder vorgeführt werden. Dies sollte aber nicht, wie bisher vielfach geschehen, durch allerlei sinnliche Darstellungen vermittelt werden, sondern durch die Predigt über die aus

der katholischen Religion herübergenommenen Evangelien (Pericopen), die diese Thatsachen berichten. Diese Predigten sollten aber nicht allein belehrend sein, obgleich Luther das belehrende Element des Gottesdienstes stets hervorhebt, sondern vor allen Dingen auch erbauend. Diese Erbauung sollte aus dem Glauben fließen. Durch die gläubige Aufnahme des gehörten Wortes sollten Gefühle der Reue und Buße und gute Vorsätze der Besserung angeregt und gefördert werden. Die Festtage sollten auf diese Weise den reichen Inhalt an erbaulichen Gedanken, den die Berichte über diese Thatsachen aus den Leben Jesu enthalten, zu einer immer neu sprudelnden Quelle des Genusses machen, und das geistige Mitdurchleben dieser Thatsachen immer neuen „Glauben" in den Gemüthern entzünden.

Was Luther unter dem Begriffe Glauben verstand, kann hier nicht weitläufig auseinander gesetzt werden. Für uns genügt eines. Das ist das unbedingte Fürwahrhalten dieser Thatsachen, auf denen die Erlösung beruhte. Ein Zweifel an den Berichten der Apostel und Evangelisten durfte nicht aufkommen. Wer diese Thatsachen auch nur im geringsten bezweifeln oder allgemein menschlich auffassen und erklären wollte, verlor damit nach Luthers Meinung auch die Gewißheit der Erlösung. Diese Thatsachen waren ihm die Hauptsache, und blieb er darin den Kirchenvätern völlig getreu. Ihm war wie diesen das ganze Kirchenjahr mit seinen Festen eine erbauliche Darstellung des Reiches Gottes, wie es sich in der Lebensgeschichte Jesu darbot. Außer dieser hier nachgewiesenen innigeren Begründung der Feste auf das Wort der Schrift ging Luther mit Abschaffung des Altherkömmlichen nur langsam zu Werke. Es ist schon angedeutet worden, daß die Stifter der reformirten Kirche viel energischer und rücksichtsloser gegen die bestehende Festfeier verfuhren. Sie wollten eigentlich in der richtigen Auffassung der Lehre der Apostel, daß jeder Tag ein gottgeweihter sein

sollte, nur die Feier des Sonntages und der drei Hauptfeste gelten lassen, und für die letzteren überdies nur einen Tag, der eigentlich nur bei dem Weihnachtsfeste in Betracht kam, da der erste Oster- und Pfingsttag auf einen Sonntag fallen. In der Praxis hat sich indessen bald eine allmählige Annäherung der Parteien in ihrer Festfeier vollzogen, und zwar besonders durch die weiteren Reformen innerhalb der lutherischen Kirche.

II.

Die Bedeutung der christlichen Feste

1. Die symbolische Bedeutung

In dem bisherigen Verlauf dieser kleinen Abhandlung haben wir den Ursprung und die Gestaltung unserer Feste nachzuweisen gesucht. Wir haben gesehen, wie dieselben theils dem jüdischen, theils dem römischen und theils dem germanisch-heidnischen Cultus entwachsen sind. Wir haben ferner gesehen, daß alle in diesen beiden letzten Culten vorhandenen Feste auf die Natur innige Beziehung hatten, ja, daß das Naturjahr bei den alten Völkern so recht eigentlich auch die Grundlage des Festjahres war. Bei dem Umstande, daß unsere christlichen Feste aus denen der drei erwähnten Religionen hervorgegangen sind, können die innigen Beziehungen, in denen auch sie zu der Natur stehen, nicht verkannt werden. Dieser letzte Satz wird gewiß bei manchem nicht ohne Widerspruch bleiben. Man wird uns entgegenhalten, daß die Offenbarung Gottes zunächst in der jüdischen Religion und dann durch Jesum Christum, die Grundlage der Feste sei, und daß eine Beziehung derselben auf die Natur eine Rückkehr zum Heidenthume heiße. Die Wahrheit liegt hier, wie bei so vielem, in der Mitte, und die wahre Bedeutung der Feste ist ebensowohl in der Natur, als in der Geschichte zu suchen. Aus diesen beiden Gesichtspunkten ergiebt sich dann von selbst die dritte, die christlich-sittliche Bedeutung.

Lange vor Judenthum und Christenthum hat sich der Ewige, Allmächtige und Gütige in der Natur geoffenbaret. Die ganze Welt, die Natur im Allgemeinen, ist nicht nur allein ein Werk Gottes, sondern Gott als Geist ist auch die Welt selbst. Das ist so zu verstehen: Der Geist, der sich in der Welt, in ihrer Entstehung, in ihrer Erhaltung, in ihrer Vergänglichkeit und in ihrer Erneuerung, d. i. mit einem Worte in ihrer Gesammtheit kund thut, ist Gottes Geist. Wie die Welt eben alles umfaßt, so allumfassend ist auch Gott. Niemand kann sagen: Hier ist der Herr, oder da ist er; überall ist sein Odem und überall spüren wir den Hauch seines Mundes, und unser geistiges Auge schauet seinen Geist, ja, schauet ihn selbst. Ueberall, wo sich dieser Geist offenbaret, da offenbaret sich Gott selbst, und die ganze Welt ist auf allen ihren Punkten Gottes Offenbarung.

Diese Offenbarung ist nicht nur eine einmalige, sondern eine fortdauernde, eine stetige, ewige. Alles in der Welt ist in ewiger Entwickelung begriffen, und die Entwickelung ist eine ewige, fortlaufende Offenbarung des Geistes und Wesens Gottes. So die Natur auf Gott, und Gott auf die Natur beziehen, und diese nicht nur als ein Werk des Schöpfers, sondern als Geist von seinem Geiste, ja, als einen Theil seiner selbst zu betrachten, ist sicherlich eine echt christliche Anschauung. Wie sollte es da heidnisch erscheinen, auch die Feste auf die Natur und ihre Entwickelung zu beziehen?

Der uns vorzugsweise zugewiesene Theil des Weltalls ist die Erde. Diese findet ihre ewige, stetige Entwickelung unstreitig in dem Verhältniß, in dem sie zur Sonne steht. Diese ist das große Licht, das scheinbar die ganze Welt regiert. Von ihr empfängt unsere Erde Licht und Wärme, die beiden nothwendigsten Bedingungen alles Lebens. Sie ist der Ausgangspunkt alles dessen, was Odem hat; ihr Kommen zeugt Leben, ihr Verschwinden bringt Tod. Wie sie steigt und sinkt, pulsirt auch auf der Erde das Leben.

Ueberall war die Sonne daher der Mittelpunkt der ältesten Religion, und ihr Verhältniß zur Erde und zu dem Leben auf derselben bildete das Bestimmende für dies Leben. So wurde das Jahr — der Zeitraum, in dem sich das wechselnde Verhältniß der Sonne zum Leben erneuerte — die Grundlage der Zeiteintheilung. Dieser Zeitabschnitt repräsentirt einen vollständigen, sich ewig wiederholenden Lebensprozeß, eine immer wiederkehrende Entwickelung. Die einzelnen Stufen dieser Entwickelung sind, wie bei jeder Entwickelung: Anfang, Wachsen und Vollendung. Diese drei Stufen lassen sich in der Natur auf das allerdeutlichste unterscheiden. Es sind die Jahreszeiten Frühling, Sommer und Herbst, während der Winter, die sonnenlose Zeit, den Ausgang der Entwickelung bildet. Lassen sich nicht aber auch in der Menschheitsentwickelung, ja, in dem geistigen Leben jedes einzelnen Menschen solche drei Stufen unterscheiden? Ist nicht die dunkle Zeit des Heidenthumes der starre Winter der Menschheit? Wohl schlummerten verborgen die Keime zu einer edlen Entwickelung auch in jenen Zeiten, aber Niemand vermochte sie zu wecken. Auch das Judenthum mit seiner engherzigen Auffassung von dem Wesen echter Religion war hierzu nicht im Stande. Erst das Christenthum brachte das Licht, das die ganze Welt erleuchtete. Ihm war es vorbehalten, den eigentlichen Kern, das rechte Wesen aller Religion, die Liebe und die daraus erwachsende Sittlichkeit, zu erfassen. Wie die Sonne das ganze Erdenrund erleuchtet, so soll es auch das Christenthum. Sein Erscheinen in der Weltgeschichte ist der erste Morgenstrahl nach einer langen Winternacht, ist der Anfang der Entwickelung. Die Bibel erzählt von den Weisen aus dem Morgenlande und dem neuerschienenen Stern, der sie nach Bethlehem führte. Was will diese Erzählung, die übrigens auf der Geschichte Bileams und einer Stelle des Jesaias beruht, anders andeuten, als daß die Evangelisten, die jene Stellen auf Christum anwandten, das Kindlein zu Bethlehem als den Ausgangspunkt eines neuen Lichtes betrachteten?

Wir leben in der Zeit des Wachsens. Viele sagen zwar, die gute, alte Zeit sei besser gewesen als die heutige, und auf religiösem Gebiet schritten wir rückwärts, ja, unsere Zeit habe fast keine Religion mehr. Das ist eine schwere Anklage gegen das ganze Menschengeschlecht. Wer aber nur einen einzigen Blick in die Geschichte der Menschheit wirft, den wird sie lehren, daß es denn doch so schlimm nicht steht. Rohheit und Sittenlosigkeit, Lug und Trug, Ungerechtigkeit und Selbstsucht waren zu allen Zeiten in einzelnen Perioden mehr oder weniger in der Welt, aber daß sie im Ganzen stetig abgenommen haben und noch abnehmen, bezeugt die Geschichte hinlänglich. Ja, wir hoffen zuversichtlich, so zuversichtlich, wie wir am Sonnenwendetage des Winters auf den Sommer hoffen, daß sie einst zu ihrer Vollendung gelangt!

Die Veredlung der ganzen Menschheit setzt die des Einzelnen voraus. Wenn der erlösende Strahl des Christenthumes seine Seele zuerst trifft und sie frei macht von dem starren Eise der Selbstsucht, so ist das der Anfang dieser Veredlung. Den einen trifft dieser Strahl früher, den anderen später, einmal sollte er aber jeden treffen. Einmal sollte jeder in sich selbst den Menschen erkennen, dessen Ziel die Sittlichkeit ist, einmal sollte er alle Menschen als seine Brüder erkennen, die demselben Ziele zustreben. Wie das geschieht, ist gleichgültig. Den einen trifft der Morgenstrahl in Feld und Wald, den anderen daheim auf seinem Lager, nur den trifft er nicht, der die Augen verschließt!

Wenden wir uns jetzt zu den einzelnen Stufen. Die Wintersonnenwende ist etwas Geheimnißvolles in der Natur. Die Sonne wird gleichsam ungesehn neu geboren. Zwölf Tage lang dauert der Kampf, denn so lange scheinen die Tage nicht zuzunehmen. Endlich aber gelangt das Licht zum Siege über die Finsterniß. Diesen endlichen Sieg können wir am Sonnenwendetage zwar nur ahnen, denn er unterscheidet sich durch nichts von seinen Vorgängern, aber diese Ahnung ruft doch das freudige Gefühl in uns wach, daß sich dort oben ein bedeutungsvoller Wechsel vollzogen hat. Eine andere

Macht als die der Finsterniß wird jetzt zur Herrschaft gelangen. So ist der Wintersonnenwendetag in der Natur ein Tag der Verheißung einer neuen Zeit. Ueberall finden wir daher um diese Zeit Feste, die der Freude über den Beginn einer neuen Zeit Ausdruck geben. Bei den Römern bezeugen es die Saturnalien, bei den Germanen das Winterfest, und sogar bei den Juden das Fest der Tempelweihe mit seinem Lichterglanz. Als die ersten Strahlen des Christenthumes die germanischen Völker berührten, die den Gegensatz zwischen Licht und Dunkel in ihrem nordischen Winter noch tiefer empfanden als die Griechen und Römer unter ihrem ewig blauen Himmel, da ging auch ihnen eine neue Sonne auf. Können wir es den Vätern, die den Gottesdienst einrichteten und die dem Volke zu erklärenden Bibelabschnitte festsetzten, verdenken, daß sie neben der Geschichte von der Geburt Christi die Stelle Jes. 9, 1—7 auswählten? „Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die, die da wohnen im Lande, scheinet es helle!" Welch eine Fülle von poetischen Beziehungen auf die Natur! Sollten wir diese Beziehungen vergessen oder gar als heidnisch verdammen? Das sei ferne! Freuen wir uns darum am Weihnachtsfeste der Geburt des Lichtes, freuen wir uns auf die bessere Zeit, sehnen wir uns nach Erlösung, wie die Natur sich sehnt nach dem Lichte und der Erlösung des Frühlinges. Ja, Sehnsucht nach Erlösung und die zuversichtliche Hoffnung darauf ist es, was das Weihnachtsfest den Christen bringen soll. Es soll, wenn wir noch zu denen gehören, die im Finstern wandeln, den ersten Morgenstrahl in unsere Seele werfen, damit wir uns selbst erkennen mit all unseren Fehlern und Schwächen, aber auch mit unserer ganzen Kraft, um uns aufzuraffen aus dem langen Winterschlafe.

Frühlingsanfang! Welche Fülle von Freude und Jubel thut sich kund in diesem einen Worte! Nur wer den nordischen Winter kennt mit seinen langen Nächten, mit seinem ewigen Schnee, der wohl das Auge blendet, aber

das Sonnenlicht nicht ersetzt, nur wer dies alles kennt, kann so recht den Festesjubel unserer Väter ermessen, wenn es hieß: Frühlings-Tagundnachtgleiche. Von Weihnacht bis Ostern hat das zunehmende Licht mit der abnehmenden Finsterniß noch gekämpft, aber jetzt ist die Finsterniß ganz überwunden. Das Frühlingsfest war ein Siegesfest, ein Siegesfest, das die ganze Natur feierte und mit ihr unsere Väter. Im Frühling wird die Natur endlich völlig frei, frei aus den Banden des Winters, ihres schlimmsten Feindes, und in ihrer Freude darüber erschallt auch in ihr gleichsam das große Halleluja. Das Osterfest ist ein Siegesfest, *das Fest der siegreichen Auferstehung der Natur*. Die Zeit von Weihnacht bis Ostern ist für die Natur die Zeit des Wachsens, des Werdens, des Ringens und Kämpfens der beiden feindlichen Gewalten. Eine solche Zeit hat auch die Menschheit zu durchleben, auch sie muß wachsen und zunehmen im Guten, in der Gesittung. Wann sie ihren Auferstehungsmorgen feiert, wann sie den völligen Sieg des Lichtes über die Finsterniß erringt? Wer vermag es zu sagen! Wir aber sollen mithelfen, jeder an seinem Theil, diesen Sieg zu erlangen, mithelfen, Finsterniß in Licht, Haß in Liebe, Böses in Gutes zu verwandeln. Der Kämpfe giebt es für jeden Einzelnen gar viele, und wer ein richtiges Ostern feiern will, der muß sie überwunden haben. Er muß, wie der Apostel Paulus sagt, durch Winter und Sommer, durch Frost und Hitze, durch Feuer und Wasser, durch gute Gerüchte und durch böse Gerüchte hindurchgehen. Er muß mit einem Worte in allen Lagen des Lebens, den guten wie den schlimmen, das Ideal desselben, die endliche *gänzliche Loslösung vom Bösen*, hochhalten. Wer dieses Ideal verliert, der verliert sich selbst, und ihm kann das Osterfest kein Siegesfest sein.

Wie Weihnacht das Fest der Hoffnung auf Erlösung, Ostern das Fest der Erlösung selbst ist, so ist Pfingsten, das letzte der drei christlichen Hauptfeste, das Fest der Vollendung, der Erfüllung. Der Frühling glänzt in seiner ganzen Pracht,

nur noch wenige Wochen, und der Glanzpunkt des Sommers ist in dem Mittsommerfeste erreicht. Es ist fast, als ob ein himmlischer Geist auf die Erde herabgestiegen ist, um sich hienieden eine Heimath zu gründen. Die Vögel schmettern ihre schönsten Lieder des Triumphes wie Lobgesänge in die Höhe, und die Düfte der Blumen steigen wie ein liebliches Rauchopfer nach oben. Ueberall, in Wäldern und auf Feldern, auf Wiesen und Gefilden spürt man das Walten eines Geistes in der Natur. Dieser Geist ist Gottes Geist, ist der heilige Geist des Schöpfers, der jedes Jahr auf's neue über die Erde ausgegossen wird. Dieser Geist soll auch über die Menschheit, über jeden einzelnen Menschen kommen, soll ihn voll und ganz durchdringen und sein Thun und Handeln veredeln.

Wie die Pfingstsonne die ersten Früchte zeitigt und damit den thatsächlichen Beweis liefert, daß alle Mühe und Arbeit während des Frühlinges nicht verloren ist, so soll auch die Pfingstfeier uns beweisen, daß unsere Arbeit an uns selbst, an unserer sittlichen Vervollkommnung, an der eigenen Erlösung nicht umsonst war. Der Geist des Herrn soll über uns kommen, soll uns beleben und begeistern für alles Schöne und Gute, soll uns stärken im Kampfe gegen das Schlechte, vor allem aber Früchte, Früchte der thätigen Menschenliebe zeitigen und reifen.

Das sind in großen Zügen die innigen Beziehungen des Naturlebens zu dem Menschen. Hier wie dort ist Erlösung und Entwickelung der Zweck des Ganzen. Die Natur ringt und kämpft nach Erlösung, nach Freiwerden von allem, was ihr Wachsthum hindert, das ist die Kälte der sonnenlosen Zeit. Die Menschheit und jeder einzelne Mensch ringt und kämpft nach Freiheit, nach Freiheit vom Bösen, nach Erlösung von der Sünde. Dieses Ringen sollen die drei christlichen Hauptfeste nach den drei Perioden desselben, nach Anfang, Wachsen und Vollendung symbolisch darstellen.

2. Die historische Bedeutung

Neben der Beziehung auf die Natur, die die erste Grundlage der Festfeier an sich war, kommt für unsere christlichen Feste besonders noch die biblisch-historische Beziehung in Betracht. Inwiefern die einzelnen Thatsachen aus dem Leben Jesu auf die Einsetzung und Gestaltung der Feste einwirkte, haben wir bereits gesehen; hier handelt es sich darum, welche Bedeutung dieselben für den Christen haben. Diese Thatsachen sind die Geburt, der Tod, die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi, sowie die Ausgießung des Geistes über die Apostel.

Die mittelalterliche Kirche machte diese Thatsachen zum Hauptgegenstand der Festfeier und legte alles Gewicht auf das einmal vor mehr als 1800 Jahren Geschehene. Ihr waren die Feste vor allen Dingen Erinnerungstage jener Begebenheiten, von denen die Bibel uns berichtet, daß sie einst unter dem jüdischen Volke und im jüdischen Lande geschehen seien. Sie waren Erinnerungstage, gerade wie man alljährlich viele andere Tage zum Andenken an berühmte Personen und Begebenheiten feierte, nur mit dem Unterschiede, daß man jenen Tagen eine größere Bedeutung und eine höhere Weihe beilegte. Dieser Auffassung ist auch die streng orthodoxe protestantische Partei im Ganzen treu geblieben.

Die Einseitigkeit einer solchen Auffassung führte aber bald dahin, die Thatsachen als vorbildlich für jeden einzelnen Menschen geschehen anzusehen. Man drückte dies nicht selten so aus: Der Mensch müsse mit Christo von neuem geboren werden, mit ihm leiden und sterben und mit ihm auferstehen und gen Himmel fahren. So schön und richtig das auch ist, so kommt es doch auf die Auslegung an, die man jedem einzelnen dieser Vorgänge giebt. In dieser liegt der ganze

Unterschied der orthodoxen und freisinnigen Kirche. Die erstere sieht die Thatsachen als unantastbar an, letztere betrachtet sie im Lichte historischer Forschung. Jene betrachtet die Vorgänge in dem einzelnen Menschen als von ihm selbst unabhängig und nur von Gottes Gnade gegeben, diese aber stellt die eigene Kraft des Menschen in den Vordergrund. Durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg, durch Tod zum Leben soll sich jeder hindurchringen, gerade wie der Mensch Jesus Christus sich hindurchgerungen hat. *Alle Thatsachen aus seinem Leben sind Zeugnisse seiner fortschreitenden Entwickelung, sie sind vorbildlich für uns die Entwickelungsgeschichte der eigenen Erlösung.*

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte die einzelnen Thatsachen:

Die Kunde, die wir von der Geburt Christi besitzen, ist höchst mangelhaft, und die Erzähler derselben widersprechen sich häufig, ja, Einzelheiten der Erzählungen streiten gar wider die Natur (z. B. die Jungfraugeburt), wenigstens in der Art, wie die Auslegung sie später dargestellt hat.

Kein Buch des neuen Testamentes, außer dem Evangelium Johannis, weiß von einer himmlischen Existenz Christi vor seiner Geburt, und bei der Lectüre von Joh. 1, 1—18 kann man kaum noch zweifelhaft sein, daß der Verfasser die in Christi Person verkörperte Idee meint.

Wenn somit die Geburt Christi alles Wunderbaren entkleidet wird, ist sie darum weniger göttlich? Gewiß nicht. Ein jedes hervorragende Menschenleben ist niemals allein als Frucht rein menschlicher Zeugung und Geburt anzusehen, sondern es ist auch eine That der schöpferischen Kraft Gottes. Dieser Gedanke findet in vielen biblischen und profanen Erzählungen Ausdruck und erklärt die vielen Naturwidrigkeiten, mit denen die Sage oft die Geburt berühmter Männer später umgiebt. Ganz dasselbe ist auch mit der Geburt Christi der Fall gewesen, und daher erklären sich die vielen Legenden, die sich an dieselbe knüpfen. Für unsere

Weihnachtsfeier ist die Art der Geburt gänzlich Nebensache, ebenso auch Zeit und Ort derselben. Die Geschichte muß darauf verzichten, „den Tag des Herrn zu wissen und die Hütte zu Bethlehem zu finden", und freimüthig bekennt sie ihre Unwissenheit. Damit sagt sie aber auch zugleich, daß jeder Tag, der vom Lichte des Christenthumes beschienen wird, ihr als Geburtstag Christi recht ist. Zugleich hat sie aber auch nachgewiesen, daß die Wahl des 25. December für diese Feier, der symbolischen Bedeutung wegen, eine glückliche war. Nicht der Tag, das Ereigniß ist Hauptsache, und daß Christus geboren ist, ist ein Ereigniß von weltumfassender Bedeutung.

In dem Menschen Jesus verband sich Gott mit der Menschheit. Eine neue Periode der Menschheitsentwickelung begann. Das ganze Leben Christi bezeugte diese Verbindung. Er, der Gottmensch, verkörperte gleichsam in sich die Möglichkeit einer Einheit Gottes mit dem Menschengeschlechte, und dadurch, daß wir, jeder Einzelne, werden wie er, verbindet sich Gott mit uns und wir mit ihm, oder um es mit dem alten Worte zu wiederholen, Gott wird in uns geboren.

Die zweite Thatsache aus dem Leben Jesu, der wir ein Fest des Andenkens widmen, ist sein Tod.

So unsicher und unzuverlässig alle Untersuchungen über den Geburtstag Jesu sich erwiesen haben, so sicher sind dieselben größtentheils in Bezug auf den Todestag. Alle Quellen stimmen darin überein, daß es an einem Freitage, und zwar in den Nachmittagsstunden war, als der Erlöser seinen Leiden erlag. Auch über den Monat ist kein Zweifel, es war der jüdische Ostermonat Nisan. Nur darüber, ob es der 14. oder 15. dieses Monates war, hat man gestritten, doch hat die neuere Forschung den 15. jetzt allgemein als das richtige Datum anerkannt.

Das Jahr ist schon streitiger. Man hat bald das 29., bald das 30., bald auch das 31. und 33. Jahr unserer Zeitrechnung herausgebracht. Die Annahmen neuester For-

scher bewegen sich sogar bis zum Jahre 37. Selbstverständlich ist für uns Christen das Jahr gänzlich gleichgültig. Christus ist für uns gestorben, und das soll uns genug sein. Sein Tod bildet den Höhepunkt des ganzen Erlösungswerkes, und die Evangelisten haben uns ihn daher auf das ausführlichste geschildert. Trotzdem weichen die Schilderungen in den Einzelheiten häufig von einander ab, und es ist schwer, sich eine richtige Vorstellung von allen den Tod Christi begleitenden Umständen zu machen. Zweierlei aber geht mit völliger Sicherheit aus allen Schilderungen hervor, das ist der unsägliche Hohn und Spott der Umgebung über ihn und seine Lehre und des edlen Meisters Ergebenheit. An diesen beiden Zeichen können wir uns auch völlig genügen lassen. Als echter Gottessohn, von göttlicher Kraft und Würde durchdrungen, erscheint uns der Menschensohn, wenn wir ihn unter den fast übermenschlichen Qualen schweigend dulden sehen. Als echter König erscheint uns der Geächtete, wenn er für Richter, Krieger und Spötter nur einen liebevollen, mitleidigen Blick hat, den der Evangelist so schön in dem Ausdrucke zeichnet: „Vater, vergieb ihnen!“

Geistesmächtig und sittlich stark ging er freiwillig den furchtbaren Weg, den er sich zum Heile der Menschheit selbst vorgezeichnet. Sein eigenes Denken und Wollen hatten ihm den Märtyrertod als eine Unvermeidlichkeit, als das nothwendige Endziel seines Lebens und Strebens dargethan. Er erkannte, daß es Gottes Wille sei, seine Lehre mit dem Tode zu besiegeln, und so ward derselbe, indem er ihn freiwillig auf sich nahm, die Vollendung seines Strebens.

Diese Vollendung — dieser Gehorsam bis zum Tode, diese Liebe ohne Aufhören — ist das große Geheimniß seines grausamen Todes, und als ein Frevel an der Liebe und Gerechtigkeit Gottes und an dem Charakter des Todes Christi muß es erscheinen, diesen Tod zu einem unerläßlichen alttestamentlichen Sühnopfer der Menschheit herabzuwürdigen. In dieser seiner Vollendung zeigt er uns vorbildlich die eigene. Getreu bis zum Tode! Das ist die Losung, die er

uns vom Kreuze zuruft. Getreu sich selbst, der eigenen inneren Ueberzeugung, getreu den Mitmenschen in Wandel und Beruf, getreu in dem Erstreben unserer völligen Loslösung von allem Bösen! Wer diese Losung erfüllt, der stirbt mit dem Erlöser den Erlösungstod.

Der Tod hatte keine Gewalt über den Heiligen des Herrn! Dieser Gedanke in eigentlichster und sinnlichster Bedeutung aufgefaßt, war der Kernpunkt des ersten Christenthumes, das daher auch als Glauben an den Auferstandenen bezeichnet ward. Auf die Thatsache der Auferstehung ward das größte Gewicht gelegt, sie wird daher ausdrücklich bezeugt, und zwar von allen Thatsachen aus dem Leben Jesu am häufigsten! Die Kritik hat aber an den Zeugnissen mancherlei auszusetzen. Nicht einmal die Zeit und der Ort, von denen die Evangelisten reden, lassen sich feststellen. Nach einem Berichte geschah die Auferstehung am Samstag Abend, nach anderen am Sonntag Morgen; nach einer Erzählung kommt Jesus in sinnlicher, fühlbarer Körperlichkeit (vergl. Luc. 24, 36—46 u. Joh. 20, 19—31), nach anderen in übersinnlicher Weise; bald ist Galiläa, bald Jerusalem der Schauplatz seiner Erscheinungen. Die Thatsache selbst hat man auf die verschiedenste Weise zu erklären versucht. Man redete mit den Pharisäern von Diebstahl des Leichnames, oder mit den Manichäern[1] von Scheintod des Gekreuzigten, und endlich redet man noch heute von Visionen der erregten Gemüther. Die beiden ersten Erklärungsversuche sind so abgeschmackt, als sie alt sind, die letztere Ansicht sucht die Erklärung wenigstens auf geistigem Gebiete, aber auch sie wird nimmer genügen. Muß der Christ, wenn er nicht an die Auferstehung in sinnlichster Auffassung glauben kann, sich nun für irgend eine Erklärung überhaupt entscheiden? Nein, die wissenschaftliche Theologie verzichtet darauf, das an sich Unmögliche auch nur möglich erscheinen zu lassen. Sie faßt die Auferstehung geistiger auf,

[1] Eine Secte, die die Auferstehung Christi leugnete, und annahm, Christus sei nur in einem Scheinleibe in die Welt gekommen, so daß sein ganzes Leben und Leiden nur ein scheinbares gewesen sei.

aber sie weiß trotzdem, daß der Herr lebt. Christus ist wahrhaftig erstanden, er lebet! Sein Geist und seine Lehre, sein Glaube und seine Liebe, mit einem Worte, er selbst lebt fort und fort in seiner Gemeinde, mit uns, und wir mit ihm. In seinem Sinne handeln, ihm nachleben, das heißt an seine Auferstehung glauben und mit ihm auferstehen.

Das Himmelfahrtsfest bildet den Abschluß des Erdenlebens des Heilandes, und von nun an nimmt er seinen Platz zur Rechten Gottes, den er nach alttestamentlicher Anschauung vor seiner Menschwerdung inne hatte, wieder ein. Die ausführlichsten Berichte über die Himmelfahrt bringen Marcus und Lucas, die beiden anderen Evangelisten theilen nur einige letzte Reden mit, erwähnen aber die eigentliche Thatsache nicht. Als Ort der Auffahrt wird theils Bethanien, theils der Oelberg angegeben, und Matthäus verlegt die letzten Reden nach einem galliläischen Berge, entweder nach dem durch die Bergpredigt berühmt gewordenen Hügel bei Kapernaum, oder dem Verklärungsberge Thabor. Lucas allein berichtet in der Apostelgeschichte von einer sichtbaren Auffahrt. Die älteren Berichte lassen nur ein Verschwinden des Herrn denken. Dieses, wie berichtet wird, geheimnißvolle Verschwinden gestaltete sich im Volksmunde allmählich zu einer sinnlichen Himmelfahrt, und diese erzählt Lucas in seinem zweiten Berichte. Alle Berichte aber treffen darin zusammen, daß der Herr in ewiger Unzertrennlichkeit mit den Seinen fortlebt und einst wiederkommen werde. „Siehe, ich bin alle Tage bei euch bis an der Welt Ende"; das ist der Grundgedanke, der sich durch die Abschiedsreden hindurchzieht. Verschwunden war der Herr, seine Jünger schauten nicht mehr sein Antlitz und hörten nicht mehr die Rede seines Mundes, aber sie sahen und hörten ihn doch. Geistig war und blieb er bei ihnen. Die Himmelfahrt ist eine der lieblichsten Blüthen in dem Sagenkreise, mit dem die Auferstehung umgeben ward. Im sinnlichen Bilde ward die Thatsache der innigsten Vereinigung des Herrn mit

Gott, die auch für uns vorbildlich ist, dem Volke verständlich gemacht. Wir brauchen nicht das Bild des in Wolken scheidenden und in Wolken wiederkehrenden Messias, wir wissen, daß von der Stunde des Todes an, auch ohne daß eine Wolke ihn in endlose Ferne trug, diese innige Vereinigung vollzogen war.

Den Schluß unseres Festjahres bildet das Pfingstfest. Durch die Ausgießung des heiligen Geistes, des ersehnten Trösters, über die trauernden Jünger, stifteten sie, besonders Petrus, die erste christliche Gemeinde. Das ist die biblische Thatsache, die dem Feste zu Grunde liegt.

Der Bericht darüber findet sich Apostelgeschichte 2, ist also verhältnißmäßig jünger als die Berichte über das Leben Jesu. Aus ihm geht mit Sicherheit hervor, daß die Jünger plötzlich ihre Furcht vor Verfolgung, die nach dem so unerwarteten Ende des Meisters über sie gekommen war, verlieren. Vor allen zeichnet sich Petrus durch edle Begeisterung aus. Durch seine Reden werden an einem Tage drei Tausend durch die Taufe als die ersten Glieder der Christengemeinde aufgenommen. Das geschah am jüdischen Wochenfeste, und zwar geschah alles so plötzlich, daß Niemand es erklären konnte. Wie Feuerflammen theilte sich die Begeisterung des Einzelnen den Anderen mit. Das ist das Bild, das Lucas gebraucht, um das Plötzliche der Begeisterung und ihre Ausbreitung auszudrücken. Der Geist des Meisters, den sie drei Jahre lang tagtäglich geschaut, aber nie recht erkannt und verstanden hatten, ward ihnen jetzt auf einmal, wenn auch noch nicht in seiner ganzen Fülle klar. Jetzt erkannten sie, daß alles so kommen mußte. So ward das jüdische Wochenfest zum Stiftungsfeste der Gemeinde Christi. Das Wesen dieser Gemeinde erklärt Petrus Apostelgesch. 2, 45 u. 46: Gemeinschaft der Glieder unter sich in aufopfernder Liebe und Gemeinschaft mit dem Herrn durch sein Mahl. Diese Gemeinschaft der Gemeinde mit Christo, die darin besteht, daß sie seinen Geist in sich unter ihren Gliedern erhält, ist die Bedeutung des Pfingstfestes. Christi Geist, der hei-

lige Geist, lebet in der Gemeinde fort, und wo zwei oder drei in seinem Namen, d. h. in seinem Geiste, versammelt sind, da ist er mitten unter ihnen.

3. Die christlich-sittliche Bedeutung

In Anbetracht des geringeren Werthes, den wir auf die biblisch-historischen Beziehungen der einzelnen Feste legen, darf man aber keineswegs behaupten, dann seien die Feste überhaupt überflüssig. Gegen diesen Vorwurf müssen wir uns entschieden verwahren.

Nein, nicht überflüssig, sondern nothwendig sind die Feste. Die Aufgabe des wahren Christen kann doch nur die sein, Christenthum zu üben, d. h. Christo nachzufolgen. Diese Nachfolge besteht nun aber nicht in einem ängstlichen Nachmachen, Nachahmen oder Vermeiden alles dessen, was Christus etwa gethan oder vermieden hat, sondern die wahre Nachfolge ist die Anwendung seines Geistes, der durch seine Lehre ja auch unser Geist geworden ist, auf unsere Lebensverhältnisse. Dem Worte nach können wir nicht leben wie er, denn unsere Zeit ist eine andere, wie die seine, aber im Geiste können wir wandeln, wie er gewandelt hat. Diesen seinen Wandel uns klar vor die Seele zu stellen, uns geistig anschauen zu lassen, das ist zu einem großen Theile der Zweck der Sonntags- und Festfeier. Heraus aus den Mühen und Wirren des täglichen Lebens soll am Tage des Herrn unser Herz sich zu ihm erheben und aus seinem Vorbilde immer neue Kraft und Stärkung für den höheren Theil unseres Lebens gewinnen.

Man macht unserer Zeit mehr als der früheren den Vorwurf des Materialismus d. h. daß sie nur nach Gütern dieser Erde und nach sinnlichem Genusse derselben jage und strebe. Wenn der Vorwurf begründet ist, so kann gerade die Sonntags- und Festfeier uns im Kampfe gegen diese Richtung der Zeit unendlich stärken. Die Gefahr, im Kampfe um das

irdische Dasein sittlich unterzugehen, mag für manchen nahe genug liegen. Gerade die Sonntagsfeier kann ihm zum Rettungsanker werden. Aus dem Egoismus, der Selbstsucht, soll sie ihn herausreißen, und mitten im Kampfe gegen denselben, das Ideal des Lebens, die sittliche Reinheit, hochhalten. Diese sittliche Reinheit soll sich aber durch alle unsere Tage hinziehen, und jeder Tag soll immer mehr ein heiliger werden. Die Betbrüder und Betschwestern, die am liebsten vom Morgen bis zum Abend auf den Kirchenbänken säßen, sind noch lange nicht die richtigen Sonntagsfeirer, sondern die sind es, die sich an Leben und Lehre des Herrn erbauen, sich über das Irdische und Zeitliche erheben, und dann alle Tage wie einen Tag das Wort des Meisters beherzigen: „Gehe hin und thue desgleichen!"

In noch höherem Maße gilt dies von der Festtagsfeier. Vergleicht man jeden Sonntag mit einem Hügel, durch dessen Betreten wir aus dem Alltagsleben herausgehoben, den Blick unbeirrt in die Ferne, rückwärts, vorwärts und nach oben richten sollen, so ist jeder Festtag eine Bergeszinne, von der herab wir die Welt überschauen und in den Himmel sehen dürfen. Die Welt mit ihren Leidenschaften, ihrer Noth und ihrem Jammer, die aus ihnen entstehen, liegt zu unseren Füßen. Wir überschauen sie an solchen Tagen mehr denn je. In dem leidenschaftslosen Vorbilde Christi finden wir Kraft zum Kampfe gegen die Welt und unser eigenes Ich und erkennen die eigentliche Quelle aller Noth und alles Elendes, die dieses Leben überfluthen. So ist der erste Gewinn der rechten Festtagsfeier eine Fülle von Tröstungen und Stärkungen, wie sie jeder nach seinem Maße bedarf. Aber auch nach oben, in den Himmel, dürfen wir schauen.

Die Welt ist überwunden, einst vom Erlöser, und alle Tage mehr oder weniger auch von uns. Das ist ein Sieg, und jedes Fest eine Siegesfeier. Feiern heißt überhaupt nichts anderes, als das Gefühl des Sieges darstellen. Nach solchem Siegesgefühle sehnt sich jeder Mensch. Das Kind

wie der Greis, der Arme wie der Reiche, der Gebildete wie der Ungebildete will in irgend einer Weise und über irgend etwas siegen und triumphiren. Das ist Natur. Die Leidenschaft aber mißleitet oft dieses Gefühl, und was uns ein Sieg erscheint, ist oft eine Niederlage. Giebt es nun aber einen schöneren Sieg, einen herrlicheren Triumph, als den Sieg über sich selbst? Ein solcher Sieg ist wie ein Blick in den Himmel, und zu solchen Blicken soll uns die rechte Festfeier helfen. Wer feiert aber die Feste recht? Ist es der, der sich einschließt ins Kämmerlein, um in stiller Selbstbetrachtung geistigen Gewinn aus den Stunden zu ziehen? Ist es der, den es an solchen Tagen hinausdrängt in die frische, freie Gottesnatur, um sich daran zu erlaben und zu stärken? Oder ist es endlich der, der dem Klange der Glocken folgt, um belehrenden und mahnenden Worten zu lauschen? — Wahrlich, jeder von ihnen ist es, so er das eine was er thut, recht thut, und keiner ist es, so er auch nur eines dieser drei nicht recht thut. Der Grundzug aller Festfeier ist Versöhnung, Ausgleich, Friede, ein Grundzug, der ja das ewige Thema aller Religionen bildet. Auf der einen Seite steht der Mensch, der schwache und immer wieder irrende Mensch, der nicht weiß, von wannen er kommt, und wohin er geht. Auf der anderen Seite steht die unendliche, für ihn unerforschliche und unergründliche Welt. Es ist gleichgültig, wie man diese beiden Gegensätze bezeichnet. Nenne man das eine die sichtbare, das andere die unsichtbare, das eine die endliche, das andere die unendliche Welt, oder heiße man sie Fleisch und Geist, Erde und Himmel, Gott und Mensch, es kommt alles auf dasselbe hinaus. Sie sind nun einmal da diese Gegensätze, und sie sind der Schmerz und die Wonne des Menschengeschlechtes, das immer wieder von neuem bemüht ist sie auszugleichen und zu versöhnen, in Einklang zu bringen. Diese Versöhnung ist die religiöse Seite der Feiertage. Wie sie zu Stande kommt ist gleichgültig. Der Eine beugt in Demuth und Selbsterkenntniß seine Knie im Verborgenen und findet so

seinen Frieden, der Andere aber bedarf der äußeren Anregung und Mahnung, damit die Saiten seiner Seele den Einklang finden. —

Aus der innigen Vereinigung unserer Feste mit der Natur und der Geschichte ergiebt sich aber für uns auch eine ernste sittliche Forderung, die an jedem dieser Tage besonders an uns herantritt. Es bleibt uns nur noch übrig, diese Forderungen hier näher zu erörtern, und das bereits früher darüber Gesagte noch einmal kurz zusammenzufassen.

Im Weihnachtsfeste feiern wir das Fest des Lichtes und das Fest der Kindschaft, jenes im Bilde der neugeborenen Sonne, dieses im Bilde der neugeborenen Unschuld. Wenn wir auch wissen, daß die biblischen Wundergeschichten vom Sterne zu Bethlehem, von den Weisen aus dem Morgenlande, von den Engeln und Hirten auf dem Felde poetische Blüthen an dem Baume der eigentlichen Geschichte sind, sollten wir darum weniger freudig mit einstimmen in die den Engeln so sinnig in den Mund gelegten Worte: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!? Gewiß nicht! Christus soll in uns eine Gestalt gewinnen, das ist für uns die große, ernste sittliche Forderung, die in diesen Worten liegt. Gott unser Vater, wir seine Kinder, und jeder Mitmensch unser Bruder! Der Gedanke soll an jedem Weihnachtsfeste mehr Leben und Gestalt, Fleisch und Bein gewinnen. Wer kalt und herzlos gegen die Leiden seiner Brüder nur an sich und seine Vortheile denkt, der hat noch kein rechtes Weihnachtsfest gefeiert, für den ist Christus einst umsonst geboren. Die neue Welt des Christenthumes mit ihrer Weihnachtsfreude ist ihm noch verborgen, und das große Licht der Liebe ist ihm noch nicht aufgegangen.

In dem Leiden Christi feiert der Mensch, das Kind Gottes, unter dem Bilde des mit der Finsterniß kämpfenden Lichtes und unter dem Bilde des in seinem Kampfe scheinbar erliegenden, sterbenden Erlösers den sittlichen Kampf mit der Welt, mit dem Bösen. Keinem Menschen kann

dieser Kampf erspart bleiben, und mancher muß dabei in die Tiefen des Schmerzes hinabsteigen. Da fordert die Charfreitagsfeier von ihm treue Pflichterfüllung, die kein Wanken kennt, Ausharren in diesem Kampfe und eine Treue, die selbst den Tod nicht scheut.

Ostern ist das Siegesfest. Los und frei! das ist der Osterruf der Christen. Los und frei von kleinlicher irdischer Sorge und niederer Leidenschaft feiern wir in dem Bilde der neu sich entfaltenden Natur und in dem Bilde des siegreich aus dem Grabe hervorgehenden Erlösers unsere eigene Erhebung aus der Nacht der Leiden zur Freude. Wir wissen, daß die zitternden und zagenden Gestalten der Jünger und Frauen, deren suchendes Auge den Meister im Grabe nicht findet, dann aber doch endlich schauet, was das Herz nicht entbehren kann, „ein rührendes Bild" von der Erhebung des Menschen aus Trübsal zu Freude sind. Sie sind das getreue Abbild der suchenden, sehnenden Menschenseele, die durch alle Kämpfe dieses Lebens doch zur der Gewißheit hindurchdringt, daß das Gute nicht untergehen kann. Der auferstandene Christus bezeugt im unübertrefflichen Bilde den ewigen Gedanken, daß wenn das wahrhaft Gute und Edle in der Welt auch von dieser Welt „verhöhnt, verspottet, gegeißelt, mit Dornen gekrönt, ans Kreuz geschlagen und begraben wird, es doch am dritten Tage zu neuem Leben erstehen muß". Ein Leben, das aus solcher Gewißheit hervorgegangen ist, ist unsere ernste Osterforderung. Je mehr diese Gewißheit unsere Seele durchdringt, desto mehr zieht Osterfreude und Osterfriede in unser Herz. Beide gestalten sich zur Gemeinschaft mit Gott. Christi Geist durchdringt uns, und wir wandeln als solche, von denen der Apostel sagt, daß sie ihre Heimath im Himmel haben. Im Himmelfahrts- und im Pfingstfest feiern wir dann unter dem Bilde des die ganze Natur erfüllenden göttlichen Geistes und unter dem Bilde des auffahrenden Christus und des niedersteigenden göttlichen Geistes die innige Vereinigung des Menschen mit Gott. Sie

ist das eigentliche Ziel des Christenthumes. Alle menschliche Schwäche wird nimmermehr abgestreift und wir gelangen zur göttlichen, d. h. sittlichen Freiheit.

So ist die Erlösung und Versöhnung des Menschengeschlechtes mit sich selbst, mit seinen Widersprüchen und Gegensätzen in den Festen dargestellt. *Nicht mehr, wie einst zur Zeit der Kirchenväter, sollen sie eine bloße erbauliche Darstellung des Lebens und der Geschichte Christi sein, sondern unser eigenes Leben, unsere eigene Geschichte, die Geschichte der Menschheit sollen sie uns vor die Seele führen.* Auf der einen Seite zeigen sie das Ringen und Kämpfen, das Fehlen und Irren, das Suchen und Sehnen des Menschengeschlechtes, und auf der anderen Seite als Antwort darauf den in der sittlichen Freiheit gefundenen Frieden. Sie sind wie grünende Oasen auf dem oft dürren Pfade des Lebens und lassen den müden Wanderer die Last und Sorge desselben vergessen. Sie sind eine alljährlich auf's neue sprudelnde Quelle, aus der wir neuen Muth und neue Lebenskraft schöpfen sollen, um nicht sittlich unter zu gehen in dem Kampfe um's irdische Dasein!

Literarische Anzeigen

Von demselben Verfasser erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Lebensbilder aus der deutschen Götter- und Heldensage. Ein Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus.

Das Buch ist aus dem Unterricht hervorgegangen, es sind erweiterte Präparationen. „Es wurde der Stoff für die einzelnen Unterrichtsstunden jedesmal zu einem möglichst abgerundeten Ganzen zusammengestellt."

So empfiehlt es sich dem Lehrer, der an Schüler von zehn bis vierzehn Jahren diesen Unterricht zu ertheilen hat, und zur häuslichen Lectüre für solche Knaben. Es bietet kein System der Mythologie, keine vollständige Erzählung der großen Sagenkreise. Was gegeben wird ist sofort verständlich und bedarf keiner helfenden Erläuterung oder doch nur wenig. Die Gudrunsage beginnt z. B. nicht mit dem König Ger und Hagens Geburt, sondern mit den Werbungen um Gudrun. So fällt manches weg, was an sich sehr fesselnd ist, aber der Ueberblick wird erleichtert. Und es ist schon recht viel, wenn sich ein Knabe mit den Gestalten und den Abenteuern vertraut gemacht hat, die hier mitgetheilt werden. Seite 1—44 enthalten Göttersagen, 45—125 Heldensagen. Die Göttersagen begreifen 13 Capitel, jedes meist einer Gottheit gewidmet, nur dem Thor zwei. In Capitel 12 hätten übrigens Holda und Bertha noch etwas dreister als verschiedene Namen des gleichen Wesens bezeichnet werden können. Aus Capitel 2 „Odin" notire ich den Schreib- oder Druckfehler „Der dritte Tag in der Woche war ihm besonders heilig, und er erhielt seinen Namen nämlich Odins- oder Wodanstag. Es soll natürlich heißen „Der vierte Tag", wie denn im 10. Capitel der dritte Tag richtig dem Ziu (Ziustag, Dienstag) zugeschrieben ist. Die Heldensage giebt Bilder aus: Walther von Aquitanien, Nibelungen, Gudrun, Dietrich von Bern und aus der Rolandssage. Die Sprache ist einfach und fließend, und kann das Buch als eine passende Jugendlectüre empfohlen werden. (Straßburger Zeitung.)

Die „Lehre vom Teufel", allgemein faßlich dargestellt für liberale Protestanten aus dem Volk.

So lautet der Titel einer von Dr. J. H. Albers, Lehrer an der Realschule zu Wasselnheim im Elsaß, herausgegebenen Schrift, welche vom Comité des protestant. liberalen Vereins in Elsaß-Lothringen mit dem Preis gekrönt wurde. Dieselbe zerfällt in 8 Abschnitte. Im I. Abschnitte wird die geschichtliche Entwickelung der Lehre vom Teufel bis zur Zeit Christi gegeben. Der II. Abschnitt behandelt den Teufelsglauben zur Zeit Christi; III. Abschnitt: Die Thätigkeit des Erlösers in Bezug auf den Teufelsglauben; IV. Der Uebergang des Teufelsglaubens in das Christenthum; V. Der Teufelsglaube bei den alten Deutschen; VI. Der Hexenglaube als Folge des Teufelsglaubens; VII. Der Teufelsaberglaube unserer Zeit; VIII. Der Teufelsglaube im liberalen Protestantismus. Wir haben geglaubt, als beste Kritik vorliegender Schrift den Inhalt zusammenstellen zu sollen, dessen Fülle und Reichthum klar und übersichtlich auf 58 Seiten zusammengestellt ist. Wir haben mit dem größten Interesse diese Schrift gelesen und müssen sie all unsern Gesinnungsgenossen empfehlen, die sich belehren wollen über eine Frage, die so tief eingegriffen in das religiöse Leben der Völker, jenen Teufelsglauben, der auch über unser deutsches Volk, trotz Reformation und Protestantismus, so unendlich viel Unheil gebracht hat, und der auch heute noch die Vorstellungen unseres Volkes so vielfach beherrscht und das Leben beeinflußt. Man lese das 7. und 8. Kapitel dieser Schrift, und man wird mit Entsetzen die Zahlen der als Zauberer und Hexen Verurtheilten vernehmen, es waren mehr als 2 Millionen unschuldig hingemarterter Menschen. Man lese und staune, welcher Aberglaube auch in unserer Zeit noch in hohen und niederen Ständen sich findet, und man wird nicht so oberflächlich hin diese Frage betrachten, oder sich darüber wegsetzen, im Bewußtsein, darüber erhaben zu stehen; sondern man wird sich gedrängt fühlen, mitzuwirken an der Befreiung der Christenheit von Wahn und Aberglaube, nicht minder auch von der Macht des Böse n; denn wenn wir selbst „den" Bösen — los haben, so ist doch, wie Goethe sagt, das Böse geblieben.

(Union. Evang.-protest. Kirchenblatt der Pfalz.)

Gotha. — Stollbergsche Buchdruckerei.

Gaylord Bros.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN. 21, 1908

DATE DUE

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

Princeton Theological Seminary Library
1 1012 01599 1914